

**Theorie und Praxis der Arbeitsforschung**  
**Im Rückblick auf Jahrzehnte gemeinsamer Praxis - Reflexionen nach der Neu-**  
**lektüre eines Buches. Ein Essay**

**1. Vorbemerkung**

Es mag unterschiedliche Gründe dafür geben, ein fünfundzwanzig Jahre altes Buch neu zur Hand zu nehmen. Vielleicht gehört es zu den Büchern, die einen seither stetig begleitet haben. Vielleicht sind es einschneidend erlebte Veränderungen unserer sozialen Wirklichkeit, die ein längst bei Seite gelegtes Buch plötzlich hoch aktuell erscheinen lassen. Vielleicht auch hat man das Glück unerwarteter Muße, möchte die Chance nutzen, auf lange Liegegebliebenes zurückzukommen und das eine oder andere Buch von früher kommt einem da wieder in den Sinn. Im vorliegenden Fall liegen die Dinge anders.

Das Buch *Theorie und Praxis der Arbeitsforschung. Weiterentwicklung und Anwendung des Situation-Institution-System-Ansatzes* ist 1996 von Gerd Peter als dem damaligen geschäftsführenden Direktor des früheren Landesinstituts Sozialforschungsstelle Dortmund (sfs) geschrieben worden und Anfang 1997 im Campus-Verlag erschienen. Ich habe es nach meiner Erinnerung danach nie sorgfältig gelesen, bin aber vor der Drucklegung vom Autor um eine gründliche, nicht nur redaktionelle Durchsicht gebeten worden. Immerhin ging es in dem Manuskript um eine erste Zwischenbilanz von Umsetzungsanstrengungen zu einem Forschungskonzept, an dem wir unter seiner Koordination eines der Forschungsbereiche des Instituts gut ein Jahrzehnt zuvor zu arbeiten begonnen hatten – und dann auch um Weiterentwicklungen dieses Ansatzes. Wir, das sind in den 1980er Jahren die Kolleginnen und Kollegen gewesen, die den damaligen Forschungsbereich 4 *Arbeitspolitik, Mitbestimmung und Interessenvertretung* gebildet haben. Wir haben im Team recht eng zusammengearbeitet. Als Gerd Peter 1988 die Geschäftsführung der sfs übernommen hat, wurde ich der Koordinator des Forschungsbereichs. Das 1997 erschienene Buch war eine Zwischenbilanz einer damals über 15 jährigen wissenschaftlicher Arbeit am Institut, die maßgeblich von ihm initiiert worden ist und die wir beide seit 1983 als besonders enge Kooperation zwischen uns erlebt haben dürften. Für mich jedenfalls kann ich das sicher sagen. Gerd Peters Buch erschien auf dem vorläufigen Höhepunkt seiner persönlichen Erfolgsgeschichte als Institutsleiter. Die sfs ist unter seiner Leitung kontinuierlich gewachsen, und sie war gerade in neue, technisch exzellent ausgestattete Räumlichkeiten in der „neuen Evinger Mitte“ umgezogen. Wir waren sozusagen in Aufbruchsstimmung; und Gerd Peter hat sein Buch ganz unzweifelhaft auch in der Absicht geschrieben, damit der weiteren Entwicklung seines Instituts einen neuen Impuls zu geben.

Warum also nehme ich es jetzt neu zur Hand? Und warum wird mir seine Neulektüre zum Anlass für diesen Essay? Die Gründe sind leicht aufgezählt. Wir haben an der

sfs die Erwartungen und Hoffnungen dieser Aufbruchphase nicht realisieren können. Der in dem Buch dargelegte Forschungsansatz ist meines Wissens in der sfs mit ihren damals fünf Forschungsbereichen, die relativ teilautonom ihre jeweiligen Forschungsschwerpunkte und –stränge bearbeitet haben, nie breiter rezipiert, geschweige denn institutsöffentlich diskutiert worden. Das Institutswachstum setzte sich noch einige wenige Jahre fort; aber die Forschungskonjunkturen änderten sich – und sicherlich nicht zum Vorteil von empirischer Arbeitsforschung, wie wir sie betreiben wollten. Unser Institut hat darauf so gut wie keinen Einfluss nehmen können. 2003 hat Gerd Peter die Geschäftsführung der sfs abgegeben, 2006 ist er offiziell aus dem Institut ausgeschieden. Interne Strukturen und Kooperationsbeziehungen veränderten sich damals stetig. Ich hatte nach einigen für mich eher krisenhaften Jahren so etwas wie meine ‚gesicherte Nische‘. Seit 2004 arbeiteten Gerd Peter und ich dann noch einmal in einem gemeinsamen Forschungsbereich, dem neuen Forschungsbereich 4 *Arbeit und Gesundheit*. Es ging uns vor allem um die Sicherung von Kontinuität durch einen neuerlichen Aufbruch. Unübersehbar aber gab es die frühere, sehr enge Kooperation zwischen uns nicht mehr. Sie begann vielmehr rissig zu werden. Sicherlich, sie hat sich über das Ende seiner, und nach 2011 auch meiner Erwerbstätigkeit hinaus immer noch fortgesetzt – mit zunehmend ‚dünner‘ werdenden Arbeitskontakten. Doch spätestens seit 2007 habe ich für mich so etwas wie einen fortschreitenden ‚Entfremdungsprozess‘ konstatiert. Er ist im Jahre 2020 in einem Zerwürfnis geendet. Das haben wir beide eher sachlich konstatiert. Ich denke, keiner von uns will da angesichts des Endes einer uns beiden einmal persönlich wichtigen Zusammenarbeit nachkartieren.

So etwas verarbeitet man in der Regel nicht öffentlich. Das ist auch hier nicht die Absicht. Es geht mir in keiner Weise um den Rückblick auf die persönliche Seite einer über Jahrzehnte hinweg sehr engen Zusammenarbeit, auch nicht um die Instituts-geschichte, in deren Kontext sich die entwickelt hat und für die sie nicht ganz unwichtig gewesen ist. Es geht mir vielmehr in einem anderen Sinne als dem, für den der Titel von Gerd Peters Buch steht, um Theorie und Praxis einer Arbeitsforschung, für die wir beide über eine lange Zeit hinweg gemeinsam gestanden haben – von unterschiedlichen Ausgangspunkten her kommend und schließlich wieder mit divergierenden Auffassungen im Hinblick auf (arbeits)wissenschaftliche, und in unserem Fall immer eng damit verbunden auch (arbeits)politische Ziele, die uns stets wichtig geblieben sind. Es geht mir also um eine Reflexion im Hinblick auf den wissenschaftlichen Zugriff auf einen Forschungsgegenstand, den wir angesichts unterschiedlicher gesellschaftlicher Herausforderungen wiederholt in verschiedenen Forschungsgruppen zu entwickeln versucht haben. Wir sind damit, in unseren jeweiligen Teams und als Einzelne allenfalls begrenzt erfolgreich gewesen. Der Verlauf und die Schwierigkeiten dieser Versuche aber sind es, die meines Erachtens durchaus eine begrenzte wissenschaftliche Öffentlichkeit verdienen.

Meiner Neulektüre des Buches vom Frühjahr 1997 im Dezember 2020 liegt also eine doppelte Motivation zugrunde. Nach dem nun definitiven Zerwürfnis zwischen uns will ich mir (1) die Zeit nehmen, nach meinen langjährigen Reflexionen zu den ver-

schiedenen „*Stufen eines Entfremdungsprozesses*“<sup>1</sup> einen vertiefenden zweiten Schritt zu vollziehen, um mir wirklich klar zu machen, was die leitenden Orientierungen meines früher einmal engen Kooperationspartners - für die sfs und zu seinem eigenen Selbstverständnis als dessen Geschäftsführender Direktor ausgemacht haben – und worüber es dabei nach lange Zeit engster Kooperation zu Spannungen zwischen uns gekommen ist. In dem 1997 veröffentlichten Buch lassen sie sich meines Erachtens aufspüren - an einem wichtigen Punkt seiner eigenen, wie auch der Institutsentwicklung - in einer stark komprimierten Form gebündelt. Im Kontext einer ‚Forschungsförderungslandschaft‘, die sich seinerzeit sehr dynamisch verändert hat, ist das Buch an der sfs danach merkwürdig „verborgen“ geblieben. Heute ist es für mich noch einmal aktuell geworden. Ich möchte mir die innere Perspektive seines Autors noch einmal wirklich sorgfältig und, gegenüber früheren Bemühungen darum wirklich vertieft erschließen. Auf diese Weise möchte ich mir (2) eine nochmals verbesserte Grundlage zum Verständnis der von ihm vertretenen Positionen erarbeiten, die letztlich zum Bruch zwischen uns geführt haben – und eher nebenbei auch die Entwicklung meiner eigenen ein weiteres Mal durchdenken. Die Entwicklung meiner eigenen (arbeits)wissenschaftlichen und (arbeits)politischen Positionen, einschließlich meiner vor allem im letzten Jahrzehnt verstärkten Bemühungen um deren bessere philosophische Fundierung, ist in diesem Essay aber nur ganz am Rande wichtig. Ich habe sie durch zahlreiche Buch- und Aufsatzveröffentlichungen belegt, und auf meiner Homepage in den vergangenen zehn Jahren in Blogs, Essays und Aufsätzen stetig dokumentiert reflektiert.

## **2. Theorie und Praxis der Arbeitsforschung – Ziele der damaligen Veröffentlichung**

Der Klappentext zu dem Buch, das im Frühjahr 1997 erschienen ist, benennt sehr präzise die Intentionen des Autors:

*Globalisierung der Wirtschaft, Ökologisierung der Politik und Krise des Sozialstaates haben Fragen der menschengerechten Gestaltung der Arbeit in Betrieb und Gesellschaft den Rang abgelaufen. Die Wissenschaftsdisziplinen der Arbeitsforschung haben bisher hierauf keine überzeugende Antwort formuliert. In diesem Buch wird eine neue Grundlegung der Arbeitsforschung im Angesicht der zukünftigen Herausforderungen weiterentwickelt und an Beispielen verdeutlicht.*

Es geht also um eine neue Grundlegung von Arbeitsforschung, der nach dem Auslaufen des *Forschungs- und Aktionsprogramms Humanisierung des Arbeitslebens* von anderen Politikfeldern der Rang abgelaufen worden ist. Ob man freilich 1996/97, also fünf Jahre nach der Deklaration von Rio, wirklich von einer *Ökologisierung der*

---

<sup>1</sup> Dabei handelt es sich um fortgesetzte Bemühungen zur Selbstverständigung in Bezug auf einen etwa seit 2006/7 in Gang gekommenen Prozess, in dem ich selbstverständlich immer auch aktiv Beteiligter gewesen bin, die ich vor allem in den Jahren 2011, 2014, 2016 und zuletzt 2020 im Wege einer fast projektförmigen Selbstevaluation dokumentiert und interpretiert habe und die nicht zur Veröffentlichung bestimmt ist.

*Politik* sprechen kann, ist doch sehr die Frage. Gerd Peter hat zwischen 1974 und 1979 zusammen mit Willi Pöhler als damaligem Leiter des Projektträgers Humanisierung des Arbeitslebens im Zentrum des größten aktionsforscherisch ausgerichteten arbeitspolitischen Programms in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland gearbeitet. Ob aber Arbeitsforschung und Arbeitspolitik angesichts der seither veränderten Schwerpunktsetzungen des Politikbetriebs aus der Sicht des Autors der gewichtigere, womöglich erneut zentrale Stellenwert beizumessen wäre und er dem zuarbeiten will, lässt der Text auf dem Deckblatt des Buches offen. Man möchte aber schon bei der Lektüre dieses Buches vermuten, dass sein Autor ihm für die Zukunft einen überragenden gesellschaftspolitischen Stellenwert beimisst.<sup>2</sup>

Bereits die Einführung zu dem Buch, um das es mir im Folgenden zu tun ist, ist geeignet, diese Vermutung zu verstärken. Allerdings wird darauf verzichtet, Arbeitsforschung im Verhältnis zu anderen Reformansätzen zu diskutieren und zu bewerten.<sup>3</sup> Sein Autor zielt darauf ab, im Anschluss an seinen Versuch aus dem Jahr 1992,

*in einem ersten groben Zugriff empirische Arbeitsforschung als Auftragsforschung, wie sie in Teilen der Sozialforschungsstelle Dortmund (sfs) durchgeführt wird, für die vorherrschenden Diskussionsstränge der Sozial- und Arbeitswissenschaften theoretisch anschlussfähig zu gestalten, dabei auch neu auszurichten und einer mehr philosophischen Grundlegung zu unterwerfen. Situation-Institution-System als Grundkategorien der Arbeitsforschung waren das Ergebnis (a. a. O. 9).*

Er sieht diesen Versuch als gleichermaßen ambitioniert und pragmatisch an – und vor allem als nach innen gerichtet. Es geht ihm, allgemein formuliert, darum, *Theorie, Ordnung im Chaos nicht allein den Lesern zu überlassen*. Dies sei *Absicht und Notwendigkeit*. Vor dem präsentierten grundagentheoretisch-philosophischen Hintergrund seien zwischenzeitlich empirische Projekte durchgeführt worden zu (1) *bestimmten Elementen des Alltagshandelns*, (2) *der institutionellen Reform* und (3) *der systemischen Modernisierung*. Anregungen und Fragen aus diesen Projekten heraus sollen in dem Buch *einer übergreifenden Klärung unterzogen werden* - bei *selektivem Zugriff auf große Theorie, aber wiederum unter Verzicht auf Feinschliff* (ebd.). Solche Theoriearbeit sei im Blick auf die sfs

*nur ein Arbeitsstrang unter mehreren, die von unseren ‚Kunden‘ (an der sfs, H.M.) zumeist nicht verlangt oder immer schon vorausgesetzt wird. Dies in einer Epoche des dynamischen sozialen Wandels, in der viele Konzepte und Vorgehensweisen von gestern, wissenschaftliche wie politische, heute einfach nicht mehr angewandt werden können, weil sie nicht mehr stimmen. Notwendige Neuorientierungen, immer schon eher ein*

---

<sup>2</sup> Entschieden dafür sprechen danach die Schwerpunktsetzungen unserer späteren, zunächst noch gemeinsamen Arbeit (Martens/Peter/Wolf 2001; Scholz u.a. 2006) wie vor allem auch seiner eigenen späteren Veröffentlichungen (u.a. Peter/Wolf 2008, Peter 2012, Georg/Peter 2016, Peter 2020).

<sup>3</sup> Die damals im Zeichen eines zunehmend mächtigeren Marktliberalismus schon spürbare Veränderung des Bedeutungsgehalts von Reform spielt in dem Buch noch keine Rolle.

*schmerzlicher Prozess denn einer der Befreiung, gelingen aber so leicht nicht oder werden im Entstehen einfach von den Ereignissen überholt (a. a. O. 11).*

Angekündigt wird hier also ein Neuanlauf nach einem unausweichlichen Bruch mit alten Ansätzen, *die nicht mehr stimmen*. In dem Buch soll aufgezeigt werden, wie eine Arbeitsforschung ansetzen müsse, *die an dem Gestaltungsanspruch früherer Jahre festhalten und sich nicht auf eine Beobachterrolle zurückziehen will, dies allerdings im Zeichen von Globalisierung und Informatisierung tun muss* (a. a. O. 10). Diese wiederum werden als *dynamischer sozialer Wandel* verstanden. Eine Dokumentation *des Standes der wissenschaftlichen Erkenntnis der Arbeitsforschung insgesamt, wie sie Ulich für die Arbeitspsychologie geleistet habe*, stehe allerdings für die sfs noch aus, müsse aber in Angriff genommen werden. Weitere Grundlagenarbeit sei also erforderlich, *streng angeleitet durch die empirischen Erkenntnisse und praktischen Erfahrungen der eigenen Forschung* (a. a. O. 11). Die sfs solle dafür auch zukünftig ein zentraler Ort sein.

Das sind die Kernaussagen der Einführung. Sie ist geschrieben und steht zur Veröffentlichung bereit im Herbst 1996, exakt zu dem Zeitpunkt, zu dem die sfs in die neuen Gebäude in Dortmund-Eving umgezogen ist und sein Autor als dessen Geschäftsführender Direktor noch ganz von der Erwartung getragen worden sein dürfte, nach einem für ihn ausgesprochen erfolgreichen Jahrzehnt dort um sein Institut herum ein richtiggehendes „Forschungszentrum Minister Stein“ mit aufbauen zu können. Das Buch ‚lebt‘ gewissermaßen von einer Aufbruchsstimmung. Es ist dann im Frühjahr 1997 bei Campus erschienen.

Das festzuhalten, ist für mich wichtig. Denn exakt im Oktober 1996 – als also Gerd Peter die Arbeit an seinem Buch gewissermaßen auf dem vorläufigen Gipfelpunkt seiner Arbeit als Geschäftsführender Direktor der sfs abgeschlossen hat - bin ich als sein zu dieser Zeit vermutlich engster Kooperationspartner am Institut<sup>4</sup> in eine geradezu existenzielle Lebenskrise abgestürzt. Wissenschaftliche Misserfolge und Scheiternsängste kamen damals für mich mit einer tiefen persönlichen Krise in meinen privaten Beziehungen zusammen. Ich geriet nach Oktober 1997 in eine wirklich schwere Depression. Kurz davor, im Sommer 1996, bin ich vermutlich der Einzige aus Gerd Peters altem Forschungsbereich 4 gewesen, den er um eine Lektüre des

---

<sup>4</sup> Dafür kann ich viele Gründe und Belege anführen: Aus der engen konzeptionellen Zusammenarbeit in den 1980er Jahren sind mehrere ambitionierte, grundlagentheoretische Projekte entstanden, die ich damals erfolgreich akquiriert habe und in denen er offiziell als zweiter Projektleiter firmierte. Es ging in seinem Buch also um Umsetzungsschritte eines gemeinsam getragenen Forschungsprogramms. Zweitens hat er mich seinerzeit – neben einem zweiten Kollegen, der zwischenzeitlich aber mit einigen Friktionen, wenn nicht im Konflikt aus dem Institut ausgeschieden ist - im wissenschaftlichen Leitungsgremium des Instituts, dem Forschungsrat wiederholt als potenziellen Nachfolger für die Geschäftsführung genannt, und er hat mich darauf auch nach 1997 noch mehrfach angesprochen. Zum dritten war ich um die Mitte der 1990er Jahre innerhalb des wissenschaftlichen Leitungsgremiums des Instituts sicherlich sein wichtigster Verbündeter, unter anderem im Verlauf eines heftigen institutsinternen Konflikts.

Manuskripts gebeten hat. Mit ziemlich vielen redaktionellen Anmerkungen, aber wenig substanzielleren inhaltlichen Bemerkungen habe ich ihm das Manuskript zurückgegeben. Ich stand gerade mitten in der Abschlussphase eines für mich, auch persönlich sehr wichtigen HBS-Projekts, befand mich also schon deshalb in erheblichem Arbeitsstress, in dem ich damals aber noch keine Warnsignale in Bezug auf meine sich anbahnende Krise wahrgenommen habe.<sup>5</sup> Jedenfalls aber habe ich mir nur sehr mühsam die erforderliche Zeit für eine sorgfältige Lektüre seines sehr anspruchsvollen Manuskripts freigeschaufelt.

Nach meiner Erinnerung habe ich die sehr kompakte Zusammenfassung des Buches (Kapitel I), weiter die unserer grundlagentheoretischen Debatten aus den 80er Jahren (Kapitel II) sowie seine Überlegungen zu seitherigen empirischen Umsetzungen und methodischen Weiterentwicklungen (Kapitel III) recht genau gelesen und auch hier und da mit inhaltlichen Anmerkungen versehen. Ich hatte aber auch zu diesen Kapiteln nicht die Zeit, sie – und unsere darin unter anderem dokumentierten und weiterführend reflektierten Arbeitsprozesse – wirklich gründlich zu durchdenken. Die weiteren Kapitel geben dann vor allem Aufschluss für Gerd Peters individuell weiter vorangetriebene Selbstverständigungsprozesse. Es sind Kapitel zu *dialogischen Beziehungen und alltäglichen Situationen* (Kapitel IV), *Gemeinschaft und Gemeinsinn* (Kapitel V), *Zeit und Zeitgestaltung* (Kapitel VI), *evolutionären Tiefenstrukturen* (Kapitel VII), *Beispielen anschlussfähiger Ansätze mittlerer Reichweite* (Kapitel VIII) sowie eine *Zusammenfassung der methodischen Bausteine und ihrer Voraussetzungen* (Kapitel IX)<sup>6</sup>. Ich bin sie seinerzeit auf Formales hin redaktionell, recht und schlecht, durchgegangen, habe sie sicher auch – aber eher flüchtig, bisweilen mit Schwierigkeiten und jedenfalls ohne irgendwelche Exzerptnotizen – inhaltlich zur Kenntnis genommen, mehr aber nicht. Ich hatte den Kopf dafür nicht frei.<sup>7</sup> So habe ich damals

---

<sup>5</sup> Es ging in dem Projekt um die prozessbegleitende Evaluation des Fusionsprozesses von IGCPK, IGBE und Gewerkschaft Leder. Es ist ebenfalls im Oktober 2016 offiziell abgeschlossen worden (Klatt 1997 und Martens 1997)- und es stand für mich persönlich in gewisser Weise in der Kontinuität einer Gewerkschaftsforschung, mit der ich 1973 meine Arbeit an der sfs begonnen habe – in einem Projektteam, das damals den Chemiestreik von 1971 untersucht hat (Dzielak u.a. 1977). Zugleich war 1996 für mich absehbar, dass eine lange Phase immer erfolgreicher Akquisen bei der HBS ihrem Ende entgegen ging.

<sup>6</sup> Die, wie vom Autor angekündigt, immer sehr holzschnittartigen Texte bereiten Schwierigkeiten. Man begegnet unvermittelten Exzerpten gelegentlich ohne wirklich genauere Erläuterungen zum Kontext ihres Entstehens oder ihrer Interpretation durch den Exzerpierenden. Martin Bubers *Das dialogische Prinzip* war so zum Beispiel schon in der längeren Fassung in Peter 1992 schwer zugänglich und wurde seinerzeit im Forschungsbereich auch allenfalls andiskutiert. Helmuth Plessners *Gemeinschaft und Gesellschaft* habe ich erst sehr viel später angemessen rezipieren können, nachdem ich mir das Buch durch eigene Lektüre kritisch erschlossen hatte.

<sup>7</sup> So habe ich bei meiner Neulektüre etliche weitere formale Fehler gefunden – vor allem in den hinteren Kapiteln. Das mag damit zu tun haben, dass ich seinerzeit nicht die Ruhe für eine wirklich sorgfältige Lektüre hatte, mich im Übrigen auch mehr auf inhaltliche Aspekte konzentriert habe. Aber ich bin auch ein schlechter Korrekturleser ich selbst muss mich immer noch mit Resten eines leichten Legasthenieproblems herumschlagen. Fast folgerichtig sind mir nun bei der Neulektüre etliche Fehler aufgefallen, die mir seinerzeit entgangen sind.

zum Beispiel nicht darüber nachgedacht, was aus dem Titel von Kapitel VIII *Beispiele anschlussfähiger Ansätze mittlerer Reichweite* zwingend folgt. Dies heißt ja, dass es in den vier vorausgehenden Kapiteln IV bis VII um wirklich Grundlegendstes geht. Wenn wir uns also später, etwa in den Jahren 2004/5 für den sich neu konstituierenden Forschungsbereich 4 um einen Ansatz mittlerer Reichweite bemüht haben, bzw. Gerd Peter federführend daran gearbeitet hat, dann sind für ihn vermutlich diese Grundlegungen immer noch mehr oder weniger stark orientierend gewesen, zumindest aber im Hintergrund bedeutsam<sup>8</sup> – und bei der Arbeit an diesen Grundlegungen hat es sich für ihn von Anfang an um einen Selbstverständigungsprozess gehandelt, für den für ihn wohl nie eine Arbeit im Team zur Debatte gestanden hat. Es ging vielmehr ganz und gar um eine individuelle Selbstverständigung.

Ich bin in den Jahren zuvor, in denen Gerd Peter u.a. Zeit für dieses Buch gefunden hat, sozusagen von empirischen Projekten ‚aufgefressen worden‘. Die waren zwar wesentlich auf die Umsetzung der Ergebnisse gemeinsamer konzeptioneller Arbeit aus den 80ern orientiert, an der er sich – entgegen einiger Absprachen und trotz formeller Co-Projektleiterschaft – nicht wirklich beteiligt hat.<sup>9</sup> Sie waren für mich aber nie, bzw. allenfalls rudimentär und in Einzelarbeit, Ausgangspunkt für weitere durch sie *streng angeleitete* grundagentheoretische Arbeit. Nicht dass ich dazu überhaupt nicht gearbeitet hätte. Doch es handelte sich um Einzelarbeit, und die ergab sich eben nicht primär von der Empirie her, sondern eher aus dem Kontext eigener langjähriger Fragen und Orientierungen. Für mich ist so bei der Weiterarbeit an dem von mir damals geteilten *Situation-Institution-System-Ansatz* vom Ende der 1980er Jahre immer die weitere Auseinandersetzung mit den frühen marxistischen Ansätzen wichtig geblieben.

Wenn ich heute die dreiseitige Einführung zu Gerd Peters Buch neu lese und mir die Gliederung der folgenden Kapitel vor Augen führe, stoße ich sogleich auf mehrere Punkte, die für meine weitere Neulektüre dieses Buches eine Grundlage für wichtige Hypothesen geworden sind:

- Es geht vor allem um sozialwissenschaftliche *Arbeitsforschung*.
- Es geht um ambitionierte grundagentheoretische Fundierung derselben – in selektivem Zugriff auf ‚große Theorie‘ und ohne Feinschliff bei der Entfaltung der eigenen Argumentation.

---

<sup>8</sup> Allerdings hat er darauf nie explizit verwiesen, und er hat 2019 – als die Kommunikation zwischen uns schon längst massiv unter nicht mehr ausgetragenen Kontroversen gelitten hat - nach meiner Erinnerung einmal betont, nun konzeptionell neu anzusetzen, weshalb eine Anknüpfung an letzte gemeinsame Arbeiten, und das hieß in diesem Gespräch die Veröffentlichungen von 2001 und 2006 (Martens/Peter/Wolf 2001, Scholz u.a. 2006) nun nicht mehr angebracht sei. Das Buch von 2001 fand dann aber immerhin noch den Weg in eine Literaturliste.

<sup>9</sup> Dafür gab es Gründe, die ich damals akzeptiert habe. Die Geschäftsführung des Instituts war mit ständig neuen Herausforderungen verknüpft und setzte Zwänge. Die Kapitel II und III waren mir seinerzeit aus diesem Grunde sehr wichtig, was sofort einleuchten dürfte. Die Zeit für eine rasche und möglichst sorgfältige Lektüre wenigstens dieser Kapitel musste ich also unbedingt finden.

- Die Zwänge von Auftragsforschung stehen dem entgegen, aber das gleichzeitige Erfordernis einer Neuausrichtung der Arbeitsforschung zwingt zu der Veröffentlichung in der bis dahin erreichten Form.
- Unumgänglich erscheint es dem Autor in diesem Zusammenhang auch, solche Arbeitsforschung einer *philosophischen Grundlegung zu unterwerfen*.
- Dabei geht es augenscheinlich um ein besseres Verständnis *evolutionärer Tiefenstrukturen*, und
- wir bewegen uns in einer *Epoche des dynamischen sozialen Wandels*.
- Zum Erringen eines besseren Verständnisses dieses Wandels, das dann Voraussetzung einer gestaltungsorientierten Arbeitsforschung wäre, folgen im ersten Kapitel des Buches *Grundregeln der Arbeitsforschung*.

Gleich nach der jetzigen Neulektüre dieser Einführung – und einem ersten flüchtigen Blick auf die darauf folgende Zusammenfassung im ersten Kapitel des Buches - sah ich mich mit drei, vier Überlegungen konfrontiert, die mir so, jedenfalls zum Teil, nur aus dem heutigen Rückblick heraus in den Kopf kommen konnten. Ich habe sie noch vor der weiteren Lektüre zu Hypothesen verdichtet. Danach, also beim Schreiben dieses Essays, möchte ich sie wie folgt formulieren:

Der *selektive Zugriff auf große Theorie(...)* unter Verzicht auf Feinschliff, den Gerd Peter in seinem Buch wählt - wie er betont aufgrund sehr enger zeitlicher Spielräume - bereitet Leser\*innen vermutlich erhebliche Probleme. Das gilt bei der vorangestellten Zusammenfassung in 49 Thesen ebenso wie bei den folgenden Kapiteln. Hier ist alles äußerst knapp formuliert. Dort trifft man zumeist auf sehr geraffte Nachzeichnungen‘ von Argumentationsketten, ohne allzu viele und genaue Hinweise auf den Entstehungskontext. Die eigene Interpretation des Autors findet sich in der Regel in einem jeweiligen knappen Fazit am Schluss der einzelnen Kapitel. Diese Vorgehensweise der Verknüpfung einer komprimierten Nachzeichnung von Argumentationsketten mit äußerst knapp gehaltenen Interpretationen und eher rudimentärer Darlegung der Verknüpfung unterschiedlicher Argumentationsketten, habe ich auch bei späteren Arbeiten des Autors ähnlich festgestellt – bis hin zu seinem *futureologischen Konstrukt* von 2020, dessen Kritik durch mich zu unserem definitiven Zerwürfnis geführt hat. So gut ich nachvollziehen kann, dass dies ein unumgänglicher und sehr sinnvoller Schritt der Aneignung von wissenschaftlicher oder philosophischer Arbeit Anderer ist, gerade auch von ‚großer Theorie‘, so sehr habe ich doch meine Zweifel, dass er hinreichend für die Entfaltung einer eigenen grundlegenden Position ist, die sich aus dieser Aneignung ergeben soll – geschweige denn für die Absicht, diese Position dann wieder Anderen überzeugend zu vermitteln.

Die Formulierung von *Grundregeln* in der im ersten Kapitel vorangestellten Zusammenfassung des Buches, so dessen Überschrift, ist zudem bei etwas genauerem Nachdenken irritierend. Von Regeln könnte man sicherlich im Blick auf einen Kanon gesicherter Methoden sprechen. Bei den leitenden theoretischen Orientierungen ist das aber problematisch. Hier geht es ja um theoretische Modelle und weiterführende Hypothesen, die aus dem ‚Zusammenspiel‘ von vorausgegangener empirischer For-



schung und den darüber bestätigten oder auch (zunächst) verworfenen theoretischen Modellen sowie von deren Erörterung in wissenschaftlichen Debatten resultiert sind. Von ihnen wissen wir, dass um sie – gerade auch in den Geistes- und Sozialwissenschaften – heftig gestritten wird und dass mehrere Großtheorien oder philosophische Schulen hier miteinander konkurrieren. Und ganz abgesehen davon fällt es schwer, *notwendige Neuorientierungen*, die bereits *im Entstehen einfach von den Ereignissen überholt* werden können, unter dem Begriff von Regeln zusammenzufassen, dem doch etwas von ziemlich verfestigten Vorgaben eigen ist<sup>10</sup>. Aber vielleicht meinte der Autor ja genau deshalb Regeln, wie er sie gerne als damaliger Geschäftsführender Direktor für ‚sein‘ Institut verbindlicher machen wollte?

Er spricht am Schluss der Einführung davon, dass er hoffe, seine Arbeitskolleg\*innen, ebenso wie die Mitglieder seiner Familie, mit der Lektüre dieses Buches für die viele Zeit entschädigen zu können, die er darauf verwendet habe – offenkundig in Einzelarbeit. Wie schon erwähnt, habe ich das Manuskript vor der Drucklegung redaktionell gegengelesen. Etwa ein Jahr später bin ich so weit gewesen, mich aus meiner persönlichen tiefen Krise herauszuarbeiten. Dafür war mir von nun an nicht zuletzt ein sehr ernsthafter Neuanlauf zu grundlagentheoretischen Überlegungen äußerst wichtig – einer der mir nun noch viel wichtiger geworden ist, als zu Beginn unserer bilateral sehr engen Kooperation etwa 12 Jahre zuvor. Aber dabei ging es mir nun um eine selbstkritische Rückkehr zu den Anfängen meiner eigenen wissenschaftlichen Arbeit – und dann die Beschäftigung mit den Großen meiner Zunft und der Philosophie, von denen ich mir weitere Klärungen versprochen habe. Dass ich in diesem Zusammenhang das Buch bis zu dem Zeitpunkt, zu dem ich nun diesen Essay schreibe, wieder einmal zur Hand genommen hätte, ist mir nicht erinnerlich.<sup>11</sup> Theoretisch hat es mich, über sein Buch von 1992 hinaus, dem ja z.T. gemeinsame Diskussions- und Arbeitsprozesse zugrunde gelegen haben, also ganz augenscheinlich nicht hinreichend beeindruckt.<sup>12</sup> Auch kann ich mich nicht erinnern, dass es in

---

<sup>10</sup> Und wie oben schon angedeutet: trotz des engen gemeinsamen theoretischen Arbeitsprozesses galt für mich in Bezug auf früher verfolgte Ansätze nicht so einfach, dass sie *nicht mehr stimmen*. Die (selbst)kritische Auseinandersetzung mit ihnen war für mich noch nicht abgeschlossen. Ich sah mich da eher in einem offenen Prozess, der stets zu neuem Nachdenken zwingt und in dem man nie über einen auch nur annähernd geschlossenen Ansatz verfügt, der grundlagentheoretisch und philosophisch fundiert ist. Zudem hatte ich, stets zeitgleich verantwortlich in mehrere große Projekte eingebunden, zu wenig Zeit – und es gab dafür mittlerweile auch keinen organisierten Arbeitszusammenhang am Institut mehr.

<sup>11</sup> Mindestens flüchtig muss ich es aber sehr wohl getan haben. In einigen der späteren Kapitel habe ich bei meiner Neulektüre 2020 auf einzelnen Seiten Unterstreichungen oder auch kleinere Notizen am Rand einer Seite gefunden.

<sup>12</sup> Es gab in den Jahren 1997 bis 2000 am Institut nach meinem Wissen auch keinerlei Diskussionszusammenhang, in dem Fragen, wie sie von Gerd Peter in diesem Buch angegangen werden, mit theoretischem Anspruch diskutiert worden wären. Weitere ‚Umsetzungsprojekte‘ – im Anschluss an Ergebnisse der theoretischen Anstrengungen der 1980er Jahre – forderten viel Zeit, waren aber zunächst noch mit relativ guter Ausstattung zu akquirieren, und zugleich wurde der Kampf um die erfolgreiche Behauptung am Markt schwieriger. Die Institutsentwicklung bewegte sich auf einen ‚Neuanlauf‘ zu, der im Jahr 2000 mit einer Zukunftswerkstatt und danach einer Art Hausprojekt *Zukunft der Arbeit, Arbeit der Zukunft* ver-

Gesprächen oder Diskussionen zwischen Gerd und mir oder in den Forschungsgruppen im Institut, in denen wir beide engagiert gewesen sind, je irgendeine Rolle gespielt hätte.

Und schließlich stolpere ich in dieser Einführung über die Formulierung, der zufolge es *Absicht und Notwendigkeit* ist, mit den Schlussfolgerungen, also dem ‚Regelwerk‘ die Herstellung von *Ordnung im Chaos nicht allein den Lesern zu überlassen* – und dies in Verbindung damit, dass Gerd Peter in diesem Buch von sich stets im Pluralis Majestatis schreibt. Ersteres verweist unmissverständlich darauf, dass solche Herstellung von Ordnung, oder der Gewinn einer gesicherten ordnenden Perspektive auf eine chaotische Vielfalt immer eine subjektive Leistung von um Erkenntnis bemühten Subjekten ist. Das ist mir erkenntnistheoretisch überaus wichtig.<sup>13</sup> Gerd Peter kommt in seinem Buch aus dem Jahr 1997 immer als ein Autor daher, der den Eindruck vermittelt, gesichert objektivierete Einsichten zu präsentieren, und zwar vor allem die Einsicht in Notwendigkeiten – zusätzlich durch den Pluralis Majestatis unterstrichen.<sup>14</sup>

### **3. Grundregeln der Arbeitsforschung – überaus kompakt, immer noch anregend, aber auch irritierend**

Ich kann mich nicht erinnern, je eine derart kompakte – und dabei grundlagentheoretisch und philosophisch so hoch ambitionierte - thesenhafte Zusammenfassung eines Buches gelesen zu haben, wie sie hier im ersten Kapitel auf zehn Seiten präsentiert wird. Fortlaufend durchnummeriert findet man 49 Thesen, die entlang von insgesamt zehn leitenden, also für den Autor zentralen Kategorien oder Begriffen entwickelt werden. Diese Begriffe sind: (A) Dasein (Alltag), (B) Situationen, (C) Lebenswelt und Systeme, (D) Institutionen, (E) Entwurf und Gestaltung, (F) Dialog und Diskurs, (G) Gemeinschaften im Werden, (H.) Evolution, (I.) Projekte und (K) Methoden. Im Text und in den Fußnoten finden sich – neben Verweisen auf die folgenden Kapitel und das eigene vorausgegangene Buch von 1992 - Hinweise auf eine wirklich umfängli-

---

sucht worden ist, das Gerd Peter und ich gemeinsam mit dem dazu neu aktivierten ‚Hausphilosophen‘ der sfs Frieder O. Wolf, so eine damalige Formulierung von Gerd Peter, konzipiert und organisiert haben und in das wir externe Kooperationspartner einbeziehen konnten (Martens/Peter/Wolf 2001).

<sup>13</sup> Und das betrifft einen Punkt, der bei unserem Zerwürfnis 2020 eine erhebliche Rolle gespielt hat. Entsprechende erkenntnistheoretische Überlegungen spielen in meinem Essay, dessen Veröffentlichung 2020 sozusagen zum Stein des Anstoßes wurde (Martens 2020a) eine große Rolle.

<sup>14</sup> Mir ist diese Form, mich als Autor meiner Zeilen in meine Texte hereinzunehmen als ‚später 68er immer geradezu zuwider gewesen. Als ich selbst mich später – mit zunehmender Selbstsicherheit und zudem bei der immer häufigeren Nutzung der literarischen Kunstform des Essays - mit meiner Subjektivität in meinen wissenschaftlichen Texten eingebracht und reflektiert habe, habe ich immer das schlichte Ich gewählt. Und bei anderen Kollegen, von denen ich in meiner wissenschaftlichen Arbeit viel gelernt habe, wie z.B. Willi Pöhler, war ich immer froh, dass sie ebenso verfahren sind.

che Liste prominenter Autoren. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit finde ich: Ulrich Beck, Eberhard Ulich, Paul Feyerabend, Vilem Flusser, Immanuel Kant, Ludwig Wittgenstein, Carl Friedrich Gethmann, Bernhard Waldenfels, Martin Heidegger, Helmuth Plessner, Helmut Schelsky, Talcott Parsons, Niklas Luhmann, Jürgen Habermas, Martin Buber, Dietrich Bonhoeffer, Oskar Negt und Alexander Kluge, Elias Canetti, Teilhard de Chardin, Hans-Jürgen Warnecke, Bernd-Dietmar Becker.

Aus langjähriger enger Kooperation kenne ich nun die Arbeitsweise des Autors recht gut. Ich darf also hinter dieser langen Liste viel sorgfältige Lektüre mit ausführlichen Exzerpten vermuten. Einige, etwa zu herausgehobenen Arbeiten von Luhmann, Habermas, Heidegger, Plessner, sind mir ja auch gut bekannt. Wir haben sie seinerzeit in dem von Gerd Peter koordinierten Forschungsbereich 4 der sfs, im Team also, zur Kenntnis genommen - und immerhin ein wenig diskutiert. Insoweit kommt mir heute mindestens dreierlei in den Sinn: (1) Gerd Peter hat in den 15 Jahren an der sfs, die vor dieser Buchveröffentlichung gelegen haben, sehr viel Fleiß und Arbeit in sein eigenes hochambitioniertes wissenschaftlich-philosophisches Projekt gesteckt, das er mit den von ihm in dieser Zeit wahrgenommenen Leitungsfunktionen am Institut verknüpft hat. (2) Er hat seine Arbeit in dieser Zeit offenkundig sehr gut so organisieren können, dass ihm diese Zeit auch zur Verfügung gestanden hat – neben der Arbeit in Leitungsfunktionen und der intensiven Mitarbeit in wohl fast immer mindestens einem Forschungsprojekt. (3) Er hat einen ganz erheblichen Teil dieser hochambitionierten Arbeiten als Einzelarbeit geleistet, allerdings mindestens in den Jahren seiner Koordinationstätigkeit im damaligen Forschungsbereich 4 der sfs aber auch eng verknüpft mit kollektiven Arbeitsprozessen in diesem Forschungsbereich.<sup>15</sup>

Es verbietet sich, den hochkomprimierten thesenhaft ausgeführten Text an dieser Stelle zusammenfassen zu wollen. Mehr Komprimierung ist schlicht und einfach nicht möglich. Auch für die nachfolgenden Kapitel werde ich darauf verzichten und mich stattdessen im Wesentlichen auf das am Ende der jeweiligen Kapitel gezogene Fazit beschränken und vielleicht ein paar Fragen zu dem Zusammenhang nachgehen, den der Verfasser zwischen den Autoren herstellt, um die es ihm in diesen Kapiteln jeweils geht. Es geht mir in anderen Worten, um den ‚roten Faden‘ an dem entlang hier gearbeitet worden ist. Was ich so versuchen kann, sind zwei Dinge: (1) Ich möchte aus meiner Sicht Wesentliches im Hinblick auf einige der Grundkategorien festhalten, an denen Gerd Peter meines Erachtens seither mehr oder weniger weitgehend weiter festgehalten hat und die mir bei meiner neuerlichen Lektüre für die Erklärung der späteren erheblichen Unterschiede zwischen unserer jeweiligen Orientierungen bedeutsam erscheinen. (2) Ich möchte außerdem auf einige Leerstellen aufmerksam machen, die in einer späten Phase noch gemeinsamer Diskussionen auch aus Gerd Peters Sicht als solche aufgetaucht sein dürften, die er dann aber in der Verfolgung

---

<sup>15</sup> Die Grundlegenden Kapitel des Buches von 1992 waren, ebenso wie die ihnen zugrundeliegenden ausführlichen Exzerpte und einige dem Buch vorausgehende Aufsätze Gegenstand gemeinsamer Erörterungen im Forschungsbereich. Sehr viele Autoren aber, die nun für sein „Regelwerk“ wichtig sind, sind nie Thema von Diskussionen im Team gewesen.

der ihm wichtigeren Grundorientierungen aus meiner Sicht doch wieder vernachlässigt hat.

Zunächst also zu der in Form von ‚Grundregeln‘ vorangestellten Zusammenfassung

- (1) Sie beginnt sehr existenziell mit *Dasein und Daseinsanalyse*, für die man nicht *eine beliebige Idee oder Theorie an die Wirklichkeit herantragen* dürfe. Das ist einerseits sehr Heideggerisch (*Dasein als Geworfenheit und Verlorenheit im Man*), und das ist andererseits eine zentrale Begründung für die phänomenologische Situationsanalyse, die dann folgt, und die für unsere damaligen Forschungsprojekte orientierend gewesen ist.
- (2) *Lebenswelt und Systeme* werden nicht, wie von Habermas als Entgegensetzungen verstanden, vielmehr als miteinander verschränkt. Sie resultieren aus den Funktions- und Bedeutungszusammenhängen von Situationen. Es gibt also immer den gleichzeitigen Bezug auf *systemische und lebensweltliche Zusammenhänge*. System- und Sozialintegration sind miteinander verschränkt. Das war und ist eine von uns gemeinsam geteilte Position. Aus den Systemzusammenhängen ergeben sich Bedeutungs- und Vertrauenszusammenhänge. Aber nun tauchen *Vergemeinschaftung* und *Vergesellschaftung*, *Vertrauenszusammenhang*, *Weltdeutungszusammenhang (Religionen)* und *Weltgesellschaft* als weitere Begriffe auf. Sie weisen auf Autoren, die in den Diskussionen unserer Gruppe seinerzeit kaum eine Rolle gespielt haben.
- (3) Zum Begriff der *Institution* –aus dem Alltag erwachsend, ihm aber nicht zugehörig – muss ich hier nichts weiter schreiben. Ich habe selbst mit diesen Begrifflichkeiten in mehreren Forschungsprojekten zu Mitbestimmung und Gewerkschaften gearbeitet (rückblickend Martens 2013). Doch werden *Entwurf und Gestaltung* in diesem, Zusammenhang wieder, im Anschluss sehr existenzialistisch behandelt – im Anschluss an die Heidegger-Rezeption. *Verstehen* verweise auf *Seinkönnen* und führe *zum Entwurf, ist Erschließung des Daseins auf seine Möglichkeiten hin*. Das sind wieder vertiefende Überlegungen, die der Autor jenseits unserer kollektiven Arbeitsprozesse anstellt.<sup>16</sup> Das

---

<sup>16</sup> Ich habe mich meinerseits ab 1981/82 sehr stark in Anlehnung an Negt/Kluges *Geschichte und Eigensinn* Problemen der Grundlegung von Subjektivität und Intersubjektivität im Prozess menschlicher Geschichte anzunähern versucht, verbunden mit der Absicht an Ausgangspunkten Marxschen Denkens festzuhalten – und ich habe das auch, sehr vorsichtig und zurückhaltend, in unseren Dialog einzubringen versucht. Gerd Peter hat mich umgekehrt auf die Überlegungen seines „sfs-Hausphilosophen“ Frieder O. Wolf in dessen Buch *Umwege. Politische Theorie in der Krise des Marxismus* aufmerksam gemacht – für mich damals ein Hinweis auf eine der meinen ähnliche Sicht darauf. Beide Bücher wurden jedoch nie Gegenstand intensiver gemeinsamer Debatten. Gerd Peter hat schon damals, das ist mir erst im Rückblick wirklich klar geworden, sehr zielstrebig sein persönliches Arbeitsprogramm verfolgt, in das er alle Anderen, auch mich, nur ganz punktuell einbezogen hat. Frieder O. Wolf hat im Übrigen uns beide in einer ersten, frühen Phase gemeinsamer Arbeit an einem Aufsatz zu *Arbeit und Technik in der Krise* auf die Heideggersche Philosophie aufmerksam gemacht (Martens/Peter/Wolf 1984).

setzt sich fort. Es geht zunächst um reine und praktische Vernunft (Kant) Expertentum und Erfahrungswissen, Routinen und *gerichteten Wandel*. Der müsse *aus der Daseinsverfassung heraus neu begründet* werden. Und zur *Seinsverfassung des Daseins gehört die Geworfenheit wie der Entwurf gleichermaßen*. Diese Thesen enden in These 27 mit Überlegungen zu *Existenzflucht durch hektische Betriebsamkeit und Mobilität* - und dann recht unvermittelt und sehr konkret, mit arbeitsforscherischen Überlegungen u.a. zu *Arbeitsinhalten, Teilautonomie und Arbeitszeitgestaltung*.

- (4) Es folgt eine schlüssige Unterscheidung von *Dialog und Diskurs*, verknüpft mit der These 30, die es in sich hat. Darin heißt es: das dialogische Prinzip sei der *Ansatzpunkt für Veränderungen von öffentlichen gesellschaftlichen Diskursen. Der Dialog jedoch als Konstitutionsvorgang gefasst, formuliert die Frage der Herausbildung der Person an der Grenze zwischen Zeit und Ewigkeit, Immanenz und Transzendenz (Buber)*. Weiter geht es dann (These 31) um den Dialog als *Ort, von dem her sich Neugestaltung begründen und die bestehende Welt sich neu ausrichten ließe*. Wieder mündet das fast unvermittelt in die These 32, in der es um das *dialogische Prinzip in der Arbeitswelt geht* (Mitbestimmung, Kooperation, Dialogräume sind da die Stichworte).
- (5) Weiter geht es mit *Gemeinschaften im Werden*. Mit Bezug auf Plessner wird das Spannungsverhältnis von *Gemeinschaft und Gesellschaft* als potenzielle Kraftquelle für Gestaltung angesprochen. Benannt werden weiter transzendente Ziele *ohne das falsche Beiwerk ideologischer und utopischer Aufladung* (Bonhoeffer) und um *wahre Institutionen (Buber)*.<sup>17</sup> Die anschließenden Thesen zu *Evolution* sind relativ abstrakt.
- (6) Unter der Kategorie *Projekte* erfährt man dass *das zeitlich, sachlich, thematisch begrenzte Projekte eine geeignete Form (sind), die unterschiedlichen Gesichtspunkte und Notwendigkeiten zur Geltung zu bringen, dass Projekte generell eine tragende Handlungsform in der Zukunftsgesellschaft werden, die der Fähigkeit des Dialogs, des Diskurses, der Kooperation bedürfen*. Unter der Kategorie der *Methoden* münden die Thesen (These 44) in den Schluss, dass sich der überkommene Methodenstreit in den Sozialwissenschaften im Ergebnis der nun *vorliegenden Regeln* erledigt habe. *Auf dialogischer Grundlage und einem Verständnis existenzieller Zeitlichkeit schließen sich phänomenologische, hermeneutische und systemtheoretische Ansätze zu einer methodischen Schrittfolge der Daseinsforschung zusammen, die die verschiedenen dualen Ansätze hinter sich lässt*. Was folgt sind dann noch Thesen zu den an der sfs erprobten Schritten. Dabei finden sich u.a. Formu-

---

<sup>17</sup> Die sehr starken Bezugnahmen auf Ferdinand Tönnies, Martin Buber und Dietrich Bonhoeffer die sich dazu in Kapitel V des Buches finden, haben mich bei der redaktionellen Durchsicht des Manuskripts 1996 ein wenig überrascht. Ich fand damals keine Zeit, mich intensiver mit ihnen auseinanderzusetzen.

lierungen, wie die folgende zu statistischen Analysen: Über sie könne *die Anschlussfähigkeit der Arbeitsforschung an Kosten- und Wertanalysen aus dem ökonomischen System oder an Meßergebnissen der Arbeitswissenschaft erleichtert werden*.

Ich denke meine Neulektüre erweist sich als erhellend – zunächst im Hinblick auf einige Punkte, die sich später weiter durchgehalten haben, dann aber auch im Hinblick auf das, was fehlt. In den Thesen sind soziologische Grundlagentheorie und Philosophie eng miteinander verknüpft – oder in der Formulierung aus der Einführung: die soziologische Theoriebildung wird einer *philosophischen Grundlegung unterworfen*. Daraus ergibt sich aus Sicht des Autors augenscheinlich ein einigermaßen geschlossenes Regelwerk – dort wo meines Erachtens eigentlich zwingend stetige Unabgeschlossenheit einer alltäglichen wie wissenschaftlichen Praxis in einem nach vorne hin offenen evolutionären Prozess gefordert wäre.<sup>18</sup> Ich kann nur noch einmal betonen, dass ich von dem Mut, derart viele höchst unterschiedliche renommierte Autoren und Großtheorien in 49 Thesen derart zu komprimieren wirklich nicht unbeeindruckt bin. Ich denke dieser Mut resultiert zum einen aus Ambitionen, die der Autor von Beginn seiner Arbeit an der sfs an gehabt haben wird<sup>19</sup> und dann daraus, dass er zum Zeitpunkt der Arbeit an diesem Buch gewissermaßen gerade auf dem Gipfelpunkt seiner Arbeit als geschäftsführender Direktor der sfs angekommen ist.<sup>20</sup> Zugleich bin ich auch immer wieder verblüfft davon, wie Gerd Peter in diesen Thesen wiederholt von zutiefst Grundlegendem in ein, zwei kleinen Schritten bei Arbeitsforschung und Arbeitspolitik ankommt. Mir fehlen die Vermittlungsschritte ebenso wie die Relationen zu gleichermaßen denkbaren Schritten zu Kunst, Religion, anderen Politikfeldern, die ja in dem Buch auch benannt werden.

Zunächst, als eine Art Zwischenresümee, zu dem was sich m. Erachtens durchhält:

- Gerd Peter verschränkt immer wieder philosophische und grundlagentheoretische sozialwissenschaftliche Argumentationen. Unklar bleibt dabei für mich, was es für ihn heißt. die Ausrichtung wissenschaftlicher Arbeit einer *mehr philosophischen Grundlegung zu unterwerfen*.

---

<sup>18</sup>In einem alten Tagebuchfinde ich von mir im Februar 1980 die folgende Eintragung: *Geschlossene Großtheorien, wie etwa die Luhmannsche Systemtheorie laufen immer Gefahr ideologisch zu werden - und deshalb müsse man auch die Marxsche Theorie gegen ihre hegelianischen Hohepriester öffnen*, heißt es da eine Seite zuvor. *Gegenentwürfe dazu müssen offen sein, um ihren Beitrag zum Offenhalten der wirklichen Entwicklung leisten zu können. Unfertig seien sie zwar, wie die wirkliche Entwicklung selbst, aber historisch gerichtet und mit Perspektive. Auf Basis theoretisch methodisch fundierten Wissens böten sich aber Eingriffschancen.*

<sup>19</sup> Zum Verbleib am Institut hat er damals auch, wie ich aus einem Gespräch erinnere, die Bewerbung um einen Lehrstuhl als sehr realistische Alternative vor Augen gehabt.

<sup>20</sup> Anerkennung von verschiedenen Seiten außerhalb des Instituts her dürfte ihn in seinem damaligen Selbstbewusstsein sicherlich bestärkt haben: und das galt ähnlich für diejenigen, die damals innerhalb der sfs in Forschungsprojekten eng mit ihm zusammengearbeitet haben – mich eingeschlossen.

- Nach meinem Eindruck bedeuten diese Verschränkung und die Rezeption von Heidegger, Husserl; Buber und dann auch Bonhoeffer oder auch de Chardin jedenfalls, dass ihm Sinnfragen sehr wichtig sind. Es gibt immer mal, auch später, Bezüge auf Religion, aber es gibt nie so etwas wie eine explizite Reflexion oder gar eigene Positionierung in Bezug auf das Verhältnis von Wissenschaft, Philosophie, Religion und Politik.
- Der Autor hat eine immer wieder sichtbare Orientierung auf Arbeitsforschung – und vor diesem Hintergrund, was mir seinerzeit nicht wirklich aufgefallen ist; kein wirkliches Interesse an einer tieferen Kooperation mit mir als Industriesoziologen – also als Gesellschaftswissenschaftler der weniger zu arbeitssoziologischen Themen gearbeitet hat.<sup>21</sup> Ich finde bei ihm zwar eine biographische, nicht aber eine philosophische oder wissenschaftliche Begründung für seine andere Schwerpunktsetzung – zumal dann, wenn ihm Marx in die ‚Schublade‘ des Ökonomen geraten ist.
- Mit der starken Orientierung an Heidegger und – damals auch schon, später dann aber viel stärker - auf Plessner sehe ich zugleich, dass eine, philosophisch charakteristische Reflexion auf *den* Menschen als immer gesellschaftlich konstituiertes Wesen, wie sie etwa im Anschluss an Marx nahe liegt, wenig entfaltet ist. Die Rückbezüge auf existenzielle Philosophie (Heidegger, Plessner, Buber usw.) rückt ja viel stärker das Individuum oder die Person, die dann freilich zugleich Produkt gesellschaftlicher Prägung ist, ins Zentrum der Aufmerksamkeit.- oder in Arendtscher Formulierung, die mir in mancherlei Hinsicht durchaus nahe liegt, *das Eiland des Selbst*.<sup>22</sup>
- Sehr deutlich ist schließlich, dass die Luhmannrezeption tiefe Spuren hinterlassen hat. So ist in den Thesen zum Beispiel ganz unkritisch von der Anschlussfähigkeit soziologischer Analysen an Kosten- und Wertanalysen in Bezug auf das *ökonomische System* die Rede. Und so, wie in den Thesen, auch wieder mit Bezug auf Luhmann, Evolution gefasst ist, wird der grundlegende Unterschied zwischen biologischer und sozialer Evolution der menschlichen Gattung nicht systematisch reflektiert. Natürlich wird eben der mit Heideggers oder Plessners Existenzialismus im Blick auf das menschliche Individuum klar gesehen.
- Das aber ist ja noch einmal etwas anderes als ein Blick auf unsere Gattungsgeschichte als Prozess der Erzeugung einer menschlichen Lebenswelt mit ih-

---

<sup>21</sup> Die Arbeits- und Industriesoziologen in Deutschland haben sich ja, jedenfalls in wichtigen teilen, als mehr verstanden als ‚nur‘ als eine Spezialdisziplin unter anderen – und aus meiner Sicht ist dabei ihr industriesoziologisch begründetes gesellschaftstheoretisches Denken für dieses Selbstverständnis gewichtiger. Noch in der Krisendiskussion des Fachs zwischen 2004 und 2008 (Huchler 2008, Martens 2008) ist das zu erkennen und auch ausdrücklich daran erinnert worden (Sauer 2008).

<sup>22</sup> Hannah Arendt verwendet diese Formulierung in ihrem letzten, vielleicht philosophischsten Buch *Vom Leben des Geistes*. Sie, Albert Camus oder auch Michel Foucault sind für mich (siehe Martens 2020c) Denker\*innen, bei denen ich gefunden habe, dass sie mir für sozialwissenschaftliche Arbeit wichtige philosophische Orientierungen liefern – an sie anschließend und dann mit ihnen und zugleich gegen sie weiterdenkend.

ren unterschiedlichen Kulturen und schließlich auch emanzipatorischen Potenzialen.<sup>23</sup> Ein solcher Blickwinkel nämlich läuft, im Sinne einer Formulierung von Oskar Negt und Alexander Kluge (1981, 257), darauf hinaus individuelle Leben als *unvollständige Kreisläufe* und gleichsam als *Durchflussgelände* für einen übergreifenden Prozess zu verstehen, der sich in ihnen vergegenständlicht.

- Die Argumentation in den 49 Thesen läuft in meiner Wahrnehmung am Ende auf eine auf Harmonie zielende soziale Entwicklung hinaus, bei der es eher um zu erreichende Zustände geht als um das vertiefte Verständnis stetiger Veränderungsprozesse. *Gemeinschaften im Werden, wahre Institution* sind da Begriffe, die aus meiner Sicht in diese Richtung deuten – und mit denen ich auf den ersten Blick nicht allzu viel anfangen kann.

Die scheinbar erzielte Geschlossenheit des „Regelwerks“ löst bei mir dann bei ein wenig Nach-denken, zu dem ich nun bei meiner neulektüre die zeit gefunden habe, sofort große Irritation aus: Bei dieser Geschlossenheit fällt ja sogleich auf:

- Es gibt in diesem Buch so etwas wie eine grundlagentheoretisch-philosophische Ebene, auf der ich aber keinerlei Ansatz dazu finde, einmal über das je spezifische von Philosophie und sozialwissenschaftlicher Grundlagentheorie nachzudenken.<sup>24</sup>
- Auf der grundlagentheoretischen Ebene der Soziologie fehlt die Kategorie des Konflikts völlig – sei es im Anschluss an Karl Marx, der für uns alle bis zum Anfang der achtziger Jahre so wichtig gewesen ist, oder aber an Georg Simmel, wenigstens an Willi Pöhler, meinetwegen auch an Ralf Dahrendorf.<sup>25</sup>

---

<sup>23</sup> Unter diesem Blickwinkel, bei dem man *nicht die Resultate sondern den Veränderungsprozess ins Auge fasst*, so schreiben sie (Negt/Kluge 1981, 785), sei *die Einheit des Individuums und seines Lebenslaufs oder die Einheit der Geschichte eines Volkes eine Fiktion*. Real und realitätsmächtig seien unter dem *Gesichtspunkt der Veränderung der Gesellschaft, der Emanzipation (...vielmehr) die einzelnen Eigenschaften (als) Träger der Geschichte*.

<sup>24</sup> Zugegeben, das ist im Rückblick leicht gesagt. Eigentlich sind wir beide erst 2002 mit der *Radikalen Philosophie* von Frieder O. Wolf richtig darauf gestoßen worden. Aber damals hat Gerd Peter die darin entfaltete Argumentation zu den Herausforderungen zu einer gesellschaftlichen Wahrheitspolitik nie wirklich ernst genommen – so jedenfalls mein sicherer Eindruck nach einigen kurzen Gesprächen dazu „zwischen Tür und Angel“.

<sup>25</sup> In den Jahren 2004/5 gab es – in Verbindung mit einem damals von mir initiierten, gemeinsam verfolgten Projektantrag, den wir nicht realisieren konnten – und im Zusammenhang damit auch einer längeren gemeinsamen Diskussion mit Willi Pöhler – eine Art ‚nachgeholter‘ gemeinsamer Auseinandersetzung mit dem Pöhlerschen Konzept des *sozialen Konflikts als Hauptaspekt industriesoziologischer Forschung* (Pöhler 1970); und in den Jahren 2007/8 gab es in unserem späteren Forschungsbereich noch einmal einen sehr starken Impuls von Gerd Peter, von Neuem mit gleich mehreren Büchern eine theoretische Grundlegung von Arbeitsforschung zu veröffentlichen. Damals hat er *Arbeit und Konflikt* als Reader und zweiten Band einer vierbändigen Reihe *Zukunftsfähige Arbeitsanalyse* konzipiert, zu dem er im ersten Schritt umfangreich ausgewählte Literatur zusammengestellt hat, und den ich dann federführend als zweiter Herausgeber weiter bearbeiten sollte. Das Buchprojekt ist mir durchaus wichtig gewesen. Ich sah damals aber als Projektleiter, und in der Startphase alleiniger Bearbeiter eines größeren Projekts, erst mit deutlicher zeitlicher Verzögerung



- Evolutionäre gesellschaftliche Entwicklungen werden nun fünfzehn Jahre später augenscheinlich als zunehmend systemische, also sehr stark in Anlehnung an Luhmann, verstanden. Brüche, oder ein Scheitern entsprechender Prozesse sind nicht vorgesehen.<sup>26</sup>
- Ich finde so in diesem Text - nach den „wildem Siebziger Jahren“ und der Implosion des Realsozialismus Ende der Achtziger Jahre - ein Maß der Reorientierung an Vorstellungen eines *stabilen institutionellen Wandels*, das weit über das nach meinem Verständnis damals zunächst einverständliche spielerische Umgehen mit diesem Begriff Schelskys hinausgeht.<sup>27</sup>
- Es tauchen zwar einige Begriffe zur Charakterisierung der *Epoche eines dynamischen sozialen Wandels* auf (Globalisierung, Telematisierung, Massengesellschaft), aber es gibt keinerlei Ansatz dazu, Gesellschaftstheorie oberhalb allgemeinsten grundlagentheoretischer Überlegungen zum Thema zu machen. Kein Wort vom Kapitalverhältnis oder vom Kapitalismus, nichts zu sozialen Spaltungen (global oder national) oder gesellschaftlich konstituierter Interessen.

Es ergeben sich so für mich eine Vielzahl von Fragen - schon nach der sorgfältigen Lektüre der Zusammenfassung, die in dem Buch an den Anfang gerückt worden ist. Bei der weiteren Durchsicht der grundlegenden Kapitel IV bis VII sind sie für mich orientierend gewesen; und auf das Ergebnis dieses Arbeitsschrittes will ich im Folgenden eingehen. Die vertiefte Neulektüre bietet mir die Möglichkeit für einige weitere Reflexionen im Hinblick auf die in der Einleitung zu diesem Essay aufgeworfenen Fragen. Danach werde ich im Hinblick darauf ein vorläufig abschließendes Resümee zuziehen.

#### 4. Zu den weiteren Kapiteln

In Kapitel IV geht es *dialogische Beziehungen und alltägliches Bewusstsein*. Maßgeblicher Referenzautor, referiert über sechs Seiten hinweg, ist Martin Buber. Über dessen Rezeption gelangt Gerd Peter zu Schlussfolgerungen, die weitgehend dem entsprechen, worauf hin er in den 1980er Jahren die von ihm initiierten Debatten im damaligen Forschungsbereich 4 orientiert hat. Zu den Schlussfolgerungen, die er hier

---

Spielräume dafür. Das Buchprojekt ist schließlich, u.a. im Zuge des zunehmenden *Entfremdungsprozesses* zwischen uns ‚steckengeblieben‘. Es gibt lediglich eine erst später von mir weiterbearbeitete „Erstfassung“, die in einer dreißiger Auflage für die sfs-Beiträge aus der Forschung vervielfältigt worden ist. Zu Buchveröffentlichungen zu dieser Reihe siehe Mayn/Peter 2010 sowie Mayn u.a. 2011.

<sup>26</sup> Hegel rückt, soweit ich das beurteilen kann, bei Gerd Peter erst ein Jahrzehnt später im Zusammenhang seiner im engen bilateralen Austausch mit Frieder O. Wolf betriebenen Auseinandersetzung mit dem Arbeitsbegriff sowie im Zuge von seiner Rezeption der Hegelschen Dialektik von Herr und Knecht sehr stark ins Zentrum seiner Aufmerksamkeit.

<sup>27</sup> In eben diesem Sinne habe ich einige kurze Gespräche zwischen uns, sozusagen „zwischen Tür und Angel“ und nicht in Form intensiver Diskussionen, zu Beginn der 1990er Jahre verstanden.

aus meiner Sicht für sich zieht, die aber im Rahmen des früheren Forschungsbereichs 4 nie wirklich diskutiert worden sind. gehören die Überlegungen zu einer *Ergänzung* der Luhmannschen Systemtheorie *um eine personal-dialogische Handlungstheorie* sowie die These, dass die *von Edith Stein angemahnte „zweite Urstiftung“ der europäischen Kultur (neben der griechischen Philosophie), das christliche Mittelalter, angemessen in zukünftige Analysen einzubeziehen* sei.

Im ersten Fall bedeutet das ja immerhin, dass das Phänomen scheinbar verselbständiger, also autopoietisch immer weiter forcierter und ausdifferenzierter systemisch gewordener Prozesse, das Luhmann zum Kern eines (letztlich biologistischen) als geschlossene Theorie ausgearbeiteten Evolutionsmodells macht, in ein eigenes theoretisches Modell Eingang finden soll. Er will Luhmanns Systemtheorie um eine Handlungstheorie ergänzen. Dem sucht er sich in seinem Buch mit holzschnittartig umrissenen „Bausteinen“ anzunähern. Im zweiten Fall bereitet mir die Forderung das christliche Mittelalter angemessen zu berücksichtigen gewisse Schwierigkeiten. Aber das hat mit meiner starken Orientierung an klassischer griechischer Philosophie und dann Renaissance und Aufklärung zu tun.<sup>28</sup> Die hochkomprimierte Zusammenfassung ist eindrucksvoll. Das Fazit auf den Seiten 71ff möchte ich hier – ebenso wie die weiteren Schlussfolgerungen – vollständig zitieren. Es lautet

*Die von Buber vorgenommene Fundierung von Sinn in Beziehung zeigt in überzeugender Weise, so meinen wir, wie wenig das In-Funktion-bringen von Sinn, wie Luhmann es beschreibt („Sinn verweist auf Sinn“) mit dem Erleben von Sinn wie auch der Bewährung des Sinns in der Welt identisch ist. Buber zeigt das jeder Konstitution vorausgehende Beziehungserleben auf – einschließlich dessen Essenzen in Gestalten, die die Lebenswelt mit Sinn erfüllen – das bei der phänomenologischen Reduktion auf das Bewusstsein hin zunächst verborgen bleibt.*

*Mit der dialogischen Konstitution des Ichs können wir auch das von Habermas und Luhmann gleichermaßen formulierte Verdikt gegen Husserl, er sei an dem Versuch gescheitert, das soziale Bewusstseins(subjekt) philosophisch zu konstituieren, außer Kraft setzen.<sup>29</sup> Wir haben anhand der Krisisschrift gesehen, dass dieses Urteil eine Vereinfachung ist, die den Intentionen Husserls nicht gerecht wird. Darüber hinaus haben wir bei Buber eine Konstitution des Ich als Ich-Du und Ich-Er/Sie/Es gefunden, die sowohl die Luhmannsche Argumentation gegen Husserl, zur Sinnbildung sei ein Doppelhorizont nötig, unterläuft als auch Husserls Phänomenologie eine Begründung gibt, die Beziehungsbildung Ich-Du und Bewusstseinsbildung Zeit-Raum in einer ur-*

---

<sup>28</sup> Zu Edith Stein erinnerte ich aus einer Theoriediskussion im damaligen Forschungsbereich 4 einen mündlichen Hinweis Gerd Peters auf die vom Judentum zum Katholizismus konvertierte erste Frau auf einer Assistentenstelle an einem Philosophielehrstuhl. Es gab aber nie Hinweise auf einen Text anhand dessen man sich intensiver mit ihr hätte auseinandersetzen sollen. Für mich ist demgegenüber, deutlich später; das ‚mittelmeerische Denken‘ Albert Camus orientierend geworden.

<sup>29</sup> Auch hier kann man Fragen stellen. Das dialogische Prinzip wird in dieser Argumentationskette ja erst über Buber eingeführt. Die Kritik von Habermas oder auch Luhmann an Husserl wäre also zunächst einmal zutreffend – analog zu der Argumentation Hannah Arendts, dass von vom inneren Dialog der Einzelnen, womit sie auf das freie philosophische Denken zielt, nie zum Zusammenhandeln Mehrerer oder Vieler gelangen kann. Der Schritt zur öffentlichen Debatte Vieler, als ihrem Zusammenhandeln vorausgehend zu denken, der die Politikwissenschaftlerin Arendt vordringlich beschäftigt, kommt also zum Dialog Zweier noch hinzu.

*stiftenden, ursprünglichen Einheit zu sehen, die der Horizontbildung voraus ist (Gegenwart), deren Auseinanderdriften und Zerstreuung aber zusammen über phänomenologische Reduktion und gestaltende Wirkkraft (Epoche) verhindert werden können.*

*Gerade zu diesem Erfordernis kann die Luhmannsche Systemtheorie nur partiell beitragen, da sie ihre Begründung zwar auch in der dialogisch-situativen Sinnkonstitution findet, aber auf durch Differenzen ermöglichte Anschlusshandlungen aus ist, die Bedeutung, die sinnbildende Funktion von dialogischen Beziehungseinheiten hierüber aber nicht in den Blick bekommt. Luhmanns Systemtheorie braucht demnach ihre Ergänzung um eine personal-dialogische Handlungstheorie. Damit wird auch der Behauptung, die Moderne begründe sich nur noch aus sich selbst heraus, als Möglichkeit widersprochen – auch in ihrer kommunikativ-lebensweltlichen Ausformung bei Habermas. Gleichzeitig wird ermöglicht, die bereits von Edith Stein angemahnte „zweite Urstiftung“ der europäischen Kultur (neben der griechischen Philosophie), das christliche Mittelalter, angemessen in zukünftige Analysen einzubeziehen. Wir werden auf eine Dritte, den Zen-Buddhismus, später noch hinweisen (KAP. VI, 4).*

*Die von Buber eingeklagte grundhafte Umkehr radikalisiert die von Husserl formulierte Sinnkrise in einer gestaltungsorientierten Weise, wie sie auch im vorliegenden Diskussionszusammenhang angezielt wurde. Lebensweltliche Zuspitzungen, wie die zunehmend öffentlich diskutierte ökologische Krise als eine der von Flechtheim schon in den sechziger Jahren futurologisch herausgestellten fünf Herausforderungen (Krieg, Hunger, Ausbeutung, Umweltzerstörung, Entfremdung) sollten zwar nicht vorschnell parallelisiert werden, sind auf der anderen Seite aber durchaus in den beschriebenen Zusammenhang zu stellen.*

*Die Welt der Beziehungen und die Welt der Erfahrungen (Lebenswelt) stehen jedoch in einem noch grundlegenden Spannungsverhältnis zueinander als der Gegensatz von System- und Lebenswelt bei Habermas. Hierüber kommt eine für Gestaltungsfragen wichtige Dimension in den Blick, die Beziehungssensibilität von Gestalt nämlich und ihre Aktualisierung.*

Im folgenden Kapitel V geht es um *Gemeinschaft und Gemeinsinn*. Vier Referenzautoren sind dem Autor wichtig: Ferdinand Tönnies, Helmuth Plessner, wiederum Martin Buber und Dietrich Bonhoeffer.<sup>30</sup> Hierzu gab es in den 1980er Jahren keine Theorie-Debatten im Team des Forschungsbereichs 4. Helmuth Plessners *Stufen des Organischen* nicht aber seine Schrift *Gemeinschaft und Gesellschaft* waren sehr viel später, um 2005 herum, einmal Gegenstand gemeinsamer Lektüre und Diskussion im „neuen“ Forschungsbereich 4. Mithin geht es von diesem Kapitel an ganz wesentlich um die Präsentation von Ergebnissen eines individuellen Arbeitsprozesses. Ich beschränke mich wiederum auf das pointierte Fazit auf den Seiten 76f:

*Die dialogische Konstitution von Sinnsetzungen, der Kitt von Funktions(sinn)zusammenhang und Bedeutungs(sinn)zusammenhang findet sich in der sozialen Situation, die durch die Triade Ich-Du-Sache durch ihr dadurch gefundenes gemeinsames Thema begrenzt ist. Die soziale Ursprungssituation, in der Wesenswille und Kürwille (Tönnies) zusammenwirken, mechanisches und organisches Leben*

---

<sup>30</sup> Wobei er sich bei Bonhoeffer nicht mit der theologischen Seite von dessen Denken sondern mit den *explizit oder implizit formulierten Erkenntnissen zur Begründung eines gemeinsamen Lebens* auseinandersetzen will.

noch in einem Akt vereint sind, bildet die Gestaltliche Mitte von Gemeinschaft (Plessner) heraus, die sich aus Milieu grenzt und damit Basiseinheit der Strukturierung von Alltäglichkeit ist. Gemeinschaft kann man nicht einfach „Machen“, weder durch politischen Willen noch durch Managementtechnik gekennzeichnet und oder sonstige manipulative „Errungenschaften“ moderner Gesellschaft. Aber Gemeinschaft „macht“ Gestaltung, gestaltet Soziales durch ihre personale Bindung, ihren Sachbezug ihre Ziele und die Einbettung in Alltäglichkeit. Zum Wollen kommt Beziehung, Opfer und Empfindung, aber auch Wagnis und Tat, Erfahrung und Entdeckung dazu.

Eine derartige Urstiftung sozialer Ordnung und Entwicklung bewährt ihre Kraft in der Zeit, braucht ihre fortwährende praktische Überprüfung und Weiterentwicklung. Die Arbeiterbewegung beruhte in ihren lebendigen Teilen auf der Grundlage solcher Gemeinschaftsbildungen und deren Zusammenschluss in vorübergehende Bewegungen, ohne sie hätte der vielbeschworene „Grundwiderspruch“ (zwischen Arbeit und Kapital in der marxistischen Theorie (Marx 1972) sich kaum entfalten können. Das Scheitern der Arbeiterbewegung in ihrer weltanschaulich-verkehrten Form (z.B. des Leninismus) wirft jedoch die Frage nach Neukonstituierung von Gemeinschaftsbewegungen in einer Zeit der zunehmenden Auflösung derartiger Grundformen und ihrer Zerstreuung auf. Entwürfe wie die der Sozialgemeinde, die wir bereits bei Landauer und Buber ebenso finden wie in der sozialdemokratischen Nachkriegsprogrammatik bei Auerbach u.a. (1952); bedürfen ihrer Aktualisierung.

Hiermit ist jedoch die Frage der Zeit (und damit auch der Geschichtlichkeit) gestellt, die zunächst einer etwas genaueren Beleuchtung bedarf.

Zweifellos wird hier richtig gesehen, dass die Entwicklung dessen, was Rainer Zoll (2000) einige Jahre später als *organische Solidarität* bezeichnet hat, unter anderem gemeinschaftliche Erfahrungen in relativ geschlossenen sozialen Milieus zur Voraussetzung gehabt hat. Doch weder, so denke ich, ist deshalb die Frage nach der Herausbildung von Solidarität im Zuge der Entstehung sozialer Bewegung mit der Auflösung solcher Milieus erledigt, noch ist damit ausgeschlossen, dass sich Interessengegensätze zwischen Kapital und Arbeit unter veränderten Bedingungen erneut zuspitzen könnten. Richtig ist allerdings, dass deren empirische Analyse und ein dafür geeigneter Analyserahmen sich tunlichst nicht wieder der problematischen Hierarchisierung in Grund-, Haupt- und Nebenwidersprüche bedienen sollten.

Kapitel VI führt weiter zu *Zeit und Zeitgestaltung*. Die *herausragenden Klassiker*, die nun als Referenzautoren auftauchen, sind Henri Bergson, Edmund Husserl und Martin Heidegger.<sup>31</sup> Mit Heideggers *Sein und Zeit* hat es auf Basis eines ausführlichen Exzerpts im Zuge von Gerd Peters Arbeiten zu seiner 1992 erschienenen *Theorie der Arbeitsforschung* sozusagen eine kurze „Begegnung“ im Rahmen einer eher flüchtigen Diskussion im damaligen Forschungsbereich 4 gegeben<sup>32</sup> Was mir bei

---

<sup>31</sup> In einer Fußnote (Fn 44, S. 90) wird auf weitere Literatur zur *naturwissenschaftlichen Seite* (u.a. Stephen W. Hawking und Hans Michael Baumgartner) sowie zur *geisteswissenschaftlichen Seite* (u.a. Norbert Elias und Anthony Giddens) verwiesen.

<sup>32</sup> Zu erwähnen ist hier noch einmal, dass Gerd Peter und ich im Zuge unserer ersten gemeinsamen Arbeit zusammen mit Frieder O. Wolf auf das philosophische Denken Heideggers in Bezug auf Technik aufmerksam gemacht worden sind – damals allerdings ohne weiter vertiefende Lektüre und Diskussion. Wie eigentlich immer setzten die Zwänge unserer

meiner Neulektüre besonders auffällt, sind: (a) die starke Rückbindung der Argumentation im Fazit an die Heideggersche Ontologie und die Husserlsche Phänomenologie, (b) der Umstand dass der Unterschied zwischen physikalischer, chronologisch messbarer Zeit und dem immer subjektiven menschlichen Zeitempfinden im Fazit nicht auftaucht, sowie (c) dass weiterhin auf die gesellschaftliche Konstitution dieses unseres Zeitempfindens (z. B. im Zuge der Industrialisierung) nicht näher eingegangen wird. Schließlich erscheint es mir (d) sehr bemerkenswert – und das fällt mir in diesem Fazit zum ersten Mal massiv auf –, wie geradezu Übergangslos der Autor sich zwischen, wenn auch relativierter, zutiefst philosophischer Reflexion von *Verlorenheit und Geworfenheit des Menschen* und *Zeitgestaltung als Arbeitsgestaltung, Lebensgestaltung und Existenz* hin und her bewegt.<sup>33</sup> Ich beschränke mich auch hier wieder auf die Wiedergabe des knappen Fazits Auf Seite 111f.

*Die Selbstrealisierung des Subjektes geschieht durch Bewältigung der alltäglichen Situationen, Überwindung der Angst im Entwurf nach vorn, Gestaltung der Zukunft durch Erschließung im Augenblick, im Ereignis angelegte Möglichkeiten. Der Horizont der Zeit erschließt sich aus dem „umsichtig entdeckenden Besorgen“ (Heidegger). Dieses hat seine Praxis, die diesen Horizont jeweils schon überschreitet. Die die Situationen transzendierende Praxis ist Bezugspunkt wissenschaftlicher Thematisierung und damit Objektivierung. Die Zeit wird öffentlich, eine Öffentlichkeit, die sie aber über Besorgen, Praxis bereits augenblicklich hergestellt hatte.*

*Die Situationsgebundenheit des Erlebnisstroms (Husserl) weist auch die Frage der Zeitgestaltung auf die Ebene der existenziellen Bewältigung des Lebens. Die Kapazitäten und Kompetenzen, Erfahrungen und Kenntnisse, Erwartungen und Entwürfe der alltäglichen Situation bestimmen die Frage der Möglichkeiten und Begrenzungen einer alternativen Gestaltung der Zeit. Zeitgestaltung ist Arbeitsgestaltung ist Lebensgestaltung ist Existenz, dieser Zusammenhang ist Vorgabe für die weiteren Überlegungen.*

*Die Zerlegbarkeit der Zeit in ihrer Ausdehnung im Raum (Bergson), das Messen und Zuteilen und Kontrollieren dokumentiert auch die Verlorenheit und Geworfenheit des Menschen an „das Man“, sie kann deshalb nicht allein Ausgangspunkt oder gar Grundlage für eine humane Zeitgestaltung sein.*

*Zeitgestaltung rührt somit an die existenzielle Befindlichkeit von Menschen und Gemeinschaften und kann als humaner Entwurf nur an eine situativ kommunikative Positionierung des Menschen anschließen. Dies hat Konsequenzen für alle stellvertretenden Funktionen, ob auf den (?) Feld von Interessenvertretung, wissenschaftliche(r?) Beratung oder Rechtspolitik.<sup>34</sup>*

---

empirischen Arbeitsforschung, jedenfalls was mich anbelangt, der Aufnahme solcher Anregungen recht strikt ihre Grenzen.

<sup>33</sup> Der Heideggersche Begriff der Geworfenheit ist mir im Übrigen, da folge ich der Kritik Hannah Arendts (2002, 262, 470 und 549), problematisch. Aber das ist heute leicht gesagt. Arendts Denktagebuch ist ja erst 2002 veröffentlicht worden.

<sup>34</sup> Ich begegne hier bei meiner Neulektüre formalen, grammatikalischen Fehlern, die mir bei meiner redaktionellen Durchsicht des Manuskripts 1996 entgangen sind – für mich ein Hinweis darauf, dass ich mich hier seinerzeit zunehmend auf mir damals sehr schwer zugängli-

Im Folgenden Kapitel VII, in dem es um *Evolutionäre Tiefenstrukturen* geht, nehmen meine Schwierigkeiten weiter zu. Es gibt nun zwei Referenzautoren und zwar Elias Canetti (*Masse und Macht*) und Teilhard de Chardin (*Der Mensch im Kosmos*). Dabei geht es mir nicht so sehr darum, dass es in der Einleitung zu diesem Kapitel, einigermaßen vereinfachend, um, den *Zusammenbruch marxistischer Theorie* geht – eine These, die ich so allerdings nie geteilt habe und die Gerd Peter auch höchst unzureichend zu begründen sucht - als vielmehr darum, dass es bei den beiden Referenzautoren dann mit dem Anspruch sozusagen fundamentaler Grundlegungen um anthropologische Annahmen über *den* Menschen oder aber noch grundlegender um Fragen unserer Menschwerdung im Kosmos geht – und zugleich konkretere historisch spezifische Reflexionen dazu, wie sich menschliche Wesenszüge geschichtlich ausgeprägt haben, nahezu gänzlich fehlen. Es geht sozusagen in einem tiefsten Sinne um Sinnfragen.<sup>35</sup> Ich zitiere im Folgenden den einleitenden Absatz (S. 113) und dann das knappe Fazit (S. 131f):

*Die menschliche Existenz als Mittelpunkt einer Daseinsanalyse, diese Vorstellung hatte schon der junge Marx formuliert und versucht, in Praxis zu überführen. „Radikal sein ist die Sachen an der Wurzel fassen,. Die Wurzel für den Menschen ist aber der Mensch selbst (MEW 1,385); schrieb er 1844, hielt sich aber in der Folgezeit zunehmend weniger daran. Vielmehr führte ihn (und Engels und ihre Epigonen) die materialistische Dialektik schließlich in ökonomische Verengungen und objektivistische Naturgesetzlichkeiten, denen der Mensch oder die Menschenklassen unterworfen waren oder sich, soweit bewusst, lediglich zuordnen konnten. Damit war die Frage menschlicher Vitalität und Freiheit sowie der Verantwortung des Subjekts für die Zukunftsgestaltung aus dem Zentrum gerückt, ein verhängnisvoller Schritt. Derartige Positionen dürften heute als überholt gelten, nicht nur historisch, sondern auch theoretisch, unbeschadet der möglicherweise nach wie vor vorhandenen Erklärungskraft marxistischer Theorieelemente für systemische Teilprozesse, wie solche der Globalisierung der kapitalistischen Wirtschaft. Auch scheint weiterhin ein marxistischer Beitrag zu einer den Weltproblemen angemessenen Praxistheorie möglich, allerdings bei der vergangenen Dominanz des Marxismus auf diesem Feld und deren Folgen mit kritischem Blick und gebändigt und kontrolliert.<sup>36</sup>*

---

che Inhalte konzentrieren musste - ganz abgesehen davon, dass ich für Endredaktionen kein sonderlich geeigneter Leser bin (siehe Fn. 5).

<sup>35</sup> Sicherlich fällt hier auch auf, dass sich Reflexionen auf historisch spezifische Ausprägungen der sozialpsychologischen Dimension menschlicher Existenz (die Canetti ja sehr wohl berührt) in diesem Kapitel wie auch sonst in diesem, Buch fehlen, aber das ist nicht mein Punkt. Was mich stört ist, dass es fast ahistorisch um Wesenhaftes unseres Menschseins geht.

<sup>36</sup> Eine längere Fußnote zu den einzelnen Punkten, denen ich hier allerdings nicht vertiefend folgen kann, wird für mich nach dem Referieren dieser Passage unumgänglich: (1) Zwischen Marx, der bekanntlich über Epikur promoviert und nie selbst eine materialistisch-dialektische Geschichtsphilosophie formuliert hat und den verschiedenen Marxismen, die aus seinem Denken heraus entstanden sind, wäre zunächst einmal zu unterscheiden. (2) Marxens *Kritik der politischen Ökonomie* ist gewiss in ihrer politischen Dimension wenig entfaltet, was ihm selbst bewusst gewesen ist, und sein durch die idealistische Dialektik Hegels geprägtes Denken ist problematisch – auch wenn er selbst schon gefordert hat, die Mystizismen dieser Hegelischen Dialektik zu überwinden. Dass aber sein Denken mit der Europäischen Aufklä-

Das Fazit knüpft dann ausschließlich an die oben erwähnten Referenzautoren an, die schon genannt worden sind. Und in ihm geht es um einen evolutionären Prozess, in dem sich eine *zweite Menschwerdung* vollziehen, ja mit Chardin eher teleologisch gedacht, geradezu vollenden soll, über die *das Bewusstsein, das Geistige einen immer höheren Stellenwert* erlangen soll. Gerd Peter schreibt (a. a. O. 131f):

*Die Beschreibung und Analyse in ihrer tiefgreifenden Dynamik zu verstehen, dem Ganzen eine Richtung zu geben, dazu dienen die beiden ausgewählten Ansätze evolutionärer Entwicklung. Sie verstärken viele bereits formulierte Gedanken und stellen sie in übergeordnete Zusammenhänge. Bei der Komplexität der Thematik ist dies nur exemplarisch zu verstehen, aber durchaus gegen all die evolutionären Auffassungen gewendet, die meinen, nur einen offenen Horizont sehen zu dürfen, ohne Richtung, Orientierung und Gestaltungswert (vgl. Luhmann 1984, 1996).*

*So gilt es, die mit der menschlichen Evolution und ihren Ängsten (Berührungsfurcht) verbundenen Massenphänomene in den Blick zu bekommen, eine wesentliche Antriebskraft für Institutionenbildung (geschlossene Masse). Massenkräfte institutionalisieren sich, um ihre Zerstreuung, ihren Zerfall zu verhindern, Ängste zu binden, zu kanalisieren. Verhindert werden soll hierüber der Prozess der Entladung, oft von Zerstörungssucht begleitet, eingebunden werden soll die Kraft von „Massenkristallen“ (Canetti), „Kader“, mit der Absicht, Unsterblichkeit im Hier und Jetzt zu erlangen. Herausgehoben der Befehl, mit seinen negativen Formen des tief sitzenden „Befehlsstachels“ (Canetti). Der Versuch der Befreiung von diesem Stachel führt zu meist ähnlichen Situationen bei späteren Anlässen wiederum zur Auslösung von Befehlen. Bei starker Überkreuzung vieler Stachel kommt es jedoch zu neuer Massenbildung, der Umkehrmasse, die sich durch „Königsmord“ von der Last der Vergangenheit kollektiv zu befreien sucht. Institutioneller Wandel wird hierüber unmöglich gemacht (vgl. auch Honneth 1985).*

*Der Macht und dem Befehl beikommen kann man nur durch Solidarität und Liebe. Sie sind tragende Bewusstseinskraft von Evolution, sie geben ihr eine Richtung, in den alltäglichen Situationen wie im Kosmos (Teilhard de Chardin). Wissen um die Zusammenhänge, Kumulation von Erkenntnissen über den Menschen, Überführung in Gestaltung und Entwicklung, hierfür kann Forschung einen wesentlichen Beitrag leisten zur Überwindung möglicher Sinnkrisen, die aktuell an den Horizonten auftauchen.*

*Die Herbeiführung von Arbeitsfreude wird eine wichtige, notwendige Leitorientierung sein, sie zu ermöglichen ist auch Aufgabe von Arbeitsforschung. Arbeitsgestaltung und Arbeitspolitik in einen(m?) jeweils zu bestimmenden Zusammenhang. Dies wollen wir zunächst an einigen gegenwärtig aktuellen Theorien mittlerer Reichweite*

---

ung seinen Ausgangspunkt in der Freiheit und Verantwortung der gesellschaftlichen Subjekte hat, ist kaum zu bestreiten.<sup>(3)</sup> Seine polit-ökonomische Analyse des Kapitalverhältnisses schließlich kann mit Gründen als ein großer wissenschaftlicher Durchbruch angesehen werden. Diesen Durchbruch in die „Schublade“ eines (mit Luhmann) systemisch zu begreifenden ökonomischen Teilprozesses einzusortieren, ist in höchstem Maße problematisch. Jüngere Arbeiten von Gerd Peter zeigen, dass er von diesen Positionen zum Teil wieder abgerückt ist. Festzuhalten ist aber, dass er seinerzeit, nach den „wilden 70er Jahren“, offenkundig sehr rigide mit einem Denken in Marxscher Tradition gebrochen hat. Ich denke hier begegnet mir der *eher schmerzliche Prozess einer notwendigen Neuorientierung*, von dem in der Einführung zu diesem Buch die Rede ist.

(Flechtheim, v. Ferber, Ulich), mit denen wir in den letzten Jahren mehr oder weniger persönlich zu tun hatten, verdeutlichen.

Ich denke, ich kann im Anschluss an das hier wiedergegebene Fazit<sup>37</sup> die oben genannte weiterte Zunahme meiner Schwierigkeiten mit diesem letzten der vier grundlegenden Kapitel leicht verständlich machen: Es geht um *übergeordnete Zusammenhänge*, welche *viele bereits formulierte Gedanken verstärken*. Das Denken der beiden Referenzautoren soll eine evolutionäre *tiefgreifende Dynamik* besser verständlich machen und *dem Ganzen eine Richtung geben*.<sup>38</sup> All dies geschieht aber nicht einfach vor einem *offenen Horizont*. Vielmehr scheinen *Richtung, Orientierung* und *Gestaltungswert* wesentlich durch eine *tragende Bewusstseinskraft von Evolution* bestimmt zu sein. Und hier kommen, entgegen den im evolutionären Prozess wirksamen konstitutiven Momenten von *Masse und Macht*,<sup>39</sup> letztlich *Solidarität und Liebe* zum Zuge. Das nun könnte man mit einem anderen, mir sehr wichtigen Referenzautor im Hinblick auf den Prozess der menschlichen Zivilisation ja durchaus geltend machen<sup>40</sup> - und ich habe in späteren eigenen Arbeiten entsprechend argumentiert.<sup>41</sup> Dem vorliegenden Fazit entnehme ich allerdings, dass eine so begründete evolutionäre Richtung nicht nur in den alltäglichen Situationen unseres Lebens wirksam ist, sondern im kosmischen Geschehen insgesamt<sup>42</sup> – und dass hier – wo ich Philoso-

---

<sup>37</sup> Diesem Fazit folgt noch ein dreieinhalbseitiger Exkurs, zum Stichwort *Geschlecht*, bei dem Gerd Peter an Jacques Derridas Überlegungen und Fragen anschließt, ob und wie diese Kategorie in Heideggers Ontologie zu finden bzw. *wiedereinzutragen* sei (a. a. O. 135). Ich gehe auf den sehr komprimierten Nachvollzug von Derridas Überlegungen hier nicht näher ein. Sie belegen aus meiner Sicht aber einmal mehr den hohen Stellenwert, der Heideggers Ontologie bei der in diesem Buch verfolgten Absicht zukommt, *die Sozial- und Arbeitswissenschaften ...neu auszurichten und einer mehr philosophischen Grundlegung zu unterwerfen* (a. a. O. 9). Im Übrigen sehe ich das Kapitel vor allem als so etwas wie eine Referenz in Bezug auf den damals seit einigen Jahren bestehenden Frauenforschungsbereich der sfs.

<sup>38</sup> Die sie aber, folgt man dem Denken von Chardin, ganz augenscheinlich zugleich auch schon aus sich heraus hat.

<sup>39</sup> Bei deren Analyse Menschen als handelnde Subjekte in durchaus bemerkenswerter Weise in den Hintergrund treten und sich alles in übergreifende Prozesse und in diese Prozesse prägende Momente aufzulösen scheint.

<sup>40</sup> Die „Neurobiologen R. H. Maturana und V. Varela (1987) argumentieren in diesem Sinne im Blick auf die biologische und unsere daraus hervorgegangene soziale Evolution und der Psychologe A. Gruen (2015) setzt hier mit seiner Kritik unseres seit dem Neolithikum zutiefst patriarchal und herrschaftlich geprägten Zivilisationsprozesses an.

<sup>41</sup> Siehe u.a. Martens 2007 und 2020c.

<sup>42</sup> Die Autoren der Potsdamer Denkschrift (Dürr u.a. 2005) haben, auf den ersten Blick ähnlich zu einem *neuen Denken* aufgefordert weg von einem *materialistisch-mechanistischen Weltbild zum geistig-lebendigen Kosmos*. Sie zielen damit aber auf eine *im Grunde offene, kreative, immaterielle allverbundene Verfasstheit der Wirklichkeit* die uns nicht *uneingeschränkt* zugänglich ist, und sie fordern die Akzentuierung dieser *Allverbundenheit* einerseits aufgrund naturwissenschaftlichen Einsichten, andererseits aufgrund der Feststellung, dass *das Phänomen des Lebendigen seine überraschende Eigenart dadurch erhalte, dass es (aus instabilen Gleichgewichtslagen resultierend) die Sensibilität hat, seinen (prä-)lebendigen Grund aufspüren und ihn ‚empfangen‘ zu können* (a. a. O. 4f). Mit diesem Aufruf zu einem



phie und auch Religion eine Aufgabe zuweisen würde (Martens 2020c) - wissenschaftliche Forschung *einen wesentlichen Beitrag zur Überwindung möglicher Sinnkrisen* leisten könne. Das aber ist eine These, die ich entschieden bestreite.<sup>43</sup> Und dann erfolgt zum Schluss, für mich einmal mehr theoretisch-philosophisch unvermittelt – der Schritt zur *Arbeitsfreude, als wichtige, notwendige Leitorientierung für Arbeitsforschung, Arbeitsgestaltung, Arbeitspolitik*. Ich kann nicht verhehlen, dass mich eine solche Argumentationskette ratlos macht.

## 5. Zu einigen Erinnerungen und Gedanken bei der Neulektüre

Die Neulektüre im Blick zurück, und im Hinblick auf die beiden für mich leitenden Fragestellungen, bringt es mit sich, dass mir die einen oder anderen Begebenheiten aus der Zeit unserer engeren Kooperation in den Sinn kommen. In späteren, eher beiläufigen Gesprächen zwischen uns hat Gerd Peter Bemerkungen gemacht, die ich damals nicht so hoch gewichtet habe, heute aber ganz anders einordne:

- Als er mit den Vorarbeiten zu *Theorie der Arbeitsforschung* von (1992) fertig gewesen ist und einen ersten kürzeren Text zu *Situation-Institution-System* aus diesem Arbeitszusammenhang heraus für unseren gemeinsam herausgegebenen Mitbestimmungsreader geschrieben hat (Peter 1989), hat er gemeint, dass Marx sich für ihn nun im Grunde auf einen Autor ökonomischer Theorie (neben anderen) reduziere. Ich habe das damals unkommentiert zur Kenntnis genommen, finde es nun aber in der Einleitung zu Kapitel VII, also an herausgehobener Stelle, ganz dezidiert wieder. Eine vertiefende Diskussion dazu hat es zwischen uns nie gegeben – sicherlich auch ein Versäumnis von mir, aber eben auch Resultat der des Umstands, dass da zwischen uns einiges im Vagen geblieben ist<sup>44</sup>) - aber wohl auch eine Folge davon, dass es immer schon eine, zumindest heimlich hierarchischen Beziehung zwischen uns gegeben hat.
- Als wir gegen Ende der 1980er Jahre über Husserl und die Soziologisierung seiner Philosophie durch Alfred Schütz im Team diskutiert haben, gab es auf einer Bereichssitzung eine Randbemerkung von Gerd Peter, in der er die Nä-

---

neuen Denken konnte ich einiges anfangen. Es veranlasst sozusagen zu einem naturwissenschaftlich fundierten andächtigen Blick auf die Entwicklung des Universums bis hin zu dem Leben auf unserer Erde, ohne dazu sogleich übergeordnete Sinnstiftungen, also religiöse Weltdeutungen einzubeziehen. Im Rahmen unserer damals neu ansetzenden Forschungsprogrammdiskussion 2005f habe ich auf diesen Text verwiesen und bin auf die Er widerung gestoßen, die Stoßrichtung dieser Denkschrift ziele nicht hinreichend auf die gegenwärtigen gesellschaftspolitischen Herausforderungen, zumal die, die für unseren Forschungsbereich arbeitspolitisch bedeutsam seien.

<sup>43</sup> Vgl. dazu Martens 2020b. Ich denke, dass unterschiedliche Auffassungen in diesem Punkt im Hintergrund unseres wohl endgültigen Zerwürfnisses im Jahr 2020 eine wesentliche Rolle gespielt haben.

<sup>44</sup> Siehe dazu meine Bemerkungen zu den wenigen, eher oberflächlichen Gesprächen hierzu – und zu dem Kontext, in dem ich sie damals interpretiert habe – in Fußnote 16.

he von Schütz zum Wiener Kreis und dort den Ökonomen gemacht hat (Friedrich von Wieser), die die Anfänge der Grenznutzentheorie gelegt haben. Ich meine da fiel auch der Satz, dass man das beachten müsse. Für ihn hatte das vermutlich ein viel größeres Gewicht, als ich das damals wahrgenommen habe.

- 1990 hat er bei einem Spaziergang am Rande einer Bereichsklausur des Fb04 – es könnte auch eine Forschungsratssitzung gewesen sein, aber Gerd Peter hat damals auch an Theoriediskussionen des nun von mir koordinierten Forschungsbereichs fallweise noch teilgenommen – im Blick auf den in Gang gekommenen deutsch-deutschen Einigungsprozess über die enorme Leistungsfähigkeit der westdeutschen Ökonomie gesprochen, die im Zuge dieses Integrationsprozesses sichtbar werde. Einen ernstlich kritischen Blick auf die kapitalistische Ökonomie konnte ich damals aus seinen Bemerkungen nicht mehr herauszuhören. Aber das ist einzuräumen: die Dimensionen des sich anbahnenden neoliberalen Rollbacks haben wir alle seinerzeit noch nicht wirklich abgesehen.
- Über Herausforderungen zu Vorstellungen für, oder zu Konzepten von einem/m libertären Sozialismus haben wir nach meiner Erinnerung damals nie ernstlich diskutiert. Gerd Peters entsprechende Bezugnahmen auf Martin Buber und Gustav Landauer waren für mich daher bei der Neulektüre seines Buches ein wenig überraschend. Vergleichbare Debatten - dann aber eher mit Referenzen auf Peter von Oertzen, für den Martin Buber wichtig gewesen ist, oder einzelne Repräsentanten eines westlichen Marxismus - waren allenfalls Thema zwischen mir und einzelnen Mitgliedern meines damaligen Forschungsbereiches.

Es gab in den oben angedeuteten Richtungen sicherlich noch eine ganze Reihe weiterer Bemerkungen von Gerd Peter, die ich jetzt nicht mehr parat habe. Dass sie im Zusammenhang mit theoretischer Arbeit an einem hochambitionierten, und nach meinem jetzigen Eindruck ziemlich geschlossenen theoretischen Ansatz standen, die er in dieser Zeit vollzogen hat, ist mir lange Zeit entgangen. Allerdings, er hat gelegentlich von dem ‚roten Faden‘ gesprochen,<sup>45</sup> an dem entlang man arbeiten müsse, wenn und weil man ja gar nicht anders könne, als bei solchen theoretischen Arbeiten ziemlich stark selektiv vorzugehen. Letzteres ist eine Position, die ich ganz entschieden teile – dann aber immer ergänzt um den mir unverzichtbaren Hinweis, dass man nie zu ‚abschließenden‘ Ergebnissen kommen wird<sup>46</sup>

---

<sup>45</sup> Nach meiner Erinnerung zum Beispiel als er mir das fertige Buchmanuskript im Sommer 1996 zum Gegenlesen gegeben hat.

<sup>46</sup> Denis Diderots hat als Herausgeber der großen Enzyklopädie zwar den Anspruch verfolgt, umfassend das Wissen seiner Zeit zu Wissenschaft, Philosophie, Kunst aber auch zu Arbeit und Wirtschaft zusammenzutragen und gegen das herrschende kirchliche Weltbild seiner Zeit neu zu interpretieren. Aber er hat in seinem Enzyklopädie-Artikel *Eclectisme* (siehe Be-

Andererseits war ich in den Jahren 2000 bis 2002 schon sehr davon überrascht, dass Gerd Peter sich im Zuge unserer neu beginnenden Zusammenarbeit mit Frieder O. Wolf plötzlich ausgesprochen linksradikalen Positionen gegenüber höchst aufgeschlossen gezeigt hat. Mir war ja durchaus klar, dass er ältere marxistische Bezüge seit unserem gemeinsamen Arbeitsprozess in den 1980ern kritischer gesehen hat als ich, auch wenn mir deren zeitweilige nahezu gänzliche Verabschiedung seinerzeit entgangen ist. Von Hardt/Negris *Empire*, das ich auf Frieder O. Wolfs Empfehlung hin sofort, und sehr skeptisch gelesen habe, war er in der damaligen Phase einer gemeinsamen intensiven Diskussion – erst zu dritt, dann zu mehreren im Rahmen des Forums Neue Politik der Arbeit – für kurze Zeit fast emphatisch begeistert. Das war damals jedenfalls mein sicherer Eindruck.

Aber das war nur vorübergehend so. Die Hauptlinien, die er sich bis 1997 erarbeitet hat, haben sich, so denke ich heute, als deutlich gewichtiger erwiesen. Hinzugekommen ist aber wohl eine zustimmende Rezeption von Grundlinien der hegelschen Philosophie. Bemerkenswert erscheint mir für seine frühere, und zwischen 2001/2 und 2007/8 sicherlich individuell neu aufgenommene Arbeit daran - so schon seine Formulierung in der Einführung zu seinem Buch von 1997 -, dass er diese augenscheinlich als Arbeit an *notwendigen Neuorientierungen* erlebt hat, die *immer schon eher ein schmerzlicher Prozess denn einer der Befreiung* gewesen sei.

Das habe ich zum einen in den frühen Jahren, in denen er an dieser Neuorientierung gearbeitet hat, von außen nicht an ihm bemerkt – und zum anderen stellt sich das für mich gänzlich anders dar: Meine nach meiner schweren Krise sukzessive einsetzenden intensiven theoretischen Arbeiten, die gut ein Jahrzehnt später nach meinem Ausscheiden aus der sfs über ein weiteres Jahrzehnt hinweg zunehmend den Schwerpunkt meines Arbeitsprogramms ausgemacht haben, habe ich ganz im Gegenteil als genussvoll und z.T. auch als befreiend erlebt. Da ist die große, wachsende Freude an fortschreitender Erkenntnis damit zusammengekommen, dass ich gemerkt habe, wie ich bei allen selbstkritischen Weiterentwicklungen doch recht gut, sogar besser fundiert denn je, an bestimmten Grundüberzeugungen festhalten konnte, die ich seit den Anfängen meiner Wissenschaftlichen Arbeit mit einigen ‚Großen‘ aus Soziologie und Philosophie teile – und zu denen dann die Einsichten anderer

---

cker 2013, 205) geschrieben – und ich habe das wiederholt zustimmend zitiert (Martens 2014,18 und 2020c, 36) -, der Eklektiker sei ein Philosoph, der das Vorurteil, die Tradition, die Vorrechte des Alters, die allseitige Übereinstimmung, die Autorität – in einem Wort: alles, was die Menge der Geister unterjocht – niedertrampelt, der selbst zu denken wagt, der zurückgeht auf die klarsten Prinzipien, sie prüft, sie diskutiert, und nichts akzeptiert, wenn es nicht auf dem Zeugnis seiner Erfahrung und seiner Vernunft beruht. Und Pierre Lepape betont in seiner Diderot-Biographie zu Recht, dass Diderot nach Abschluss einer über zwanzigjährigen, aufreibenden Arbeit an seinem großen Projekt klar gesehen habe, dass er sie im Grunde von neuem beginnen müsse.

,Großer hinzugekommen sind – ergänzend, modifizierend, zusätzlich oder besser fundierend.<sup>47</sup>

## 6. Ein vorläufiges Resümee nach meiner Neulektüre

Wenn Ich die mir wichtigsten Ergebnisse meiner Neulektüre des Buches *Theorie und Praxis der Arbeitsforschung* im Hinblick auf die für mich leitenden Fragen zusammenfassen soll, komme ich zuerst auf den folgenden Punkt. Es geht in diesem Buch um eine Reflexion der forschungspraktischen Umsetzung grundlagentheoretischer Arbeiten, bei denen ich mit dessen Autor nach 1983 über nahezu fünfzehn Jahre hinweg denkbar eng zusammengearbeitet habe. Unter anderem ausgehend von dieser Zusammenarbeit handelt es sich bei dem nun neu gelesenen Buch um eine vertiefende Weiterführung grundlagentheoretischer Arbeiten. Die vollzieht sein Autor im Zuge einer hochambitionierten Einzelarbeit zunächst einmal für sich. Ob er neben mir andere Kolleg\*innen um Feedbacks zu dem Manuskript, oder später dem Buch, gebeten hat, entzieht sich meiner Kenntnis. Ganz sicher ist aber, dass seine Arbeit spätestens seit Beginn der 1990er Jahre nicht mehr eng in einen teamförmigen Arbeitsprozess eingebunden gewesen ist. Und sicher ist auch, dass über das Buch keine nennenswerten institutsinternen Debatten ausgelöst worden sind. Nach meiner Erinnerung sind die 1990er Jahre bis zum Erscheinen des Buches aber immer noch durch einen noch relativ dichten, wenn auch nie intensiv vertiefenden, mindestens bilateralen Austausch über unsere jeweiligen weiteren theoretischen Arbeitsprozesse geprägt gewesen.

Hier zeigt nun aber die Neulektüre, dass diese Erinnerung an mehr oder weniger intensive gemeinsame Arbeitsprozesse einer sorgfältigen Überprüfung nicht standhalten kann. Schon in den ersten etwa sechs bis sieben Jahren, in denen Gerd Peter als Koordinator des damaligen Forschungsbereichs 4 wichtige Impulse für eine dringend gebotene, theoretisch fundierte Reorientierung unseres Forschungsbereichs gegeben hat und unsere Arbeit teamförmig organisiert gewesen ist,<sup>48</sup> ist unverkennbar: Er hat diese Arbeit als Koordinator ganz entscheidend strukturiert und vorangetrieben – und er hat parallel dazu als einzelner weitere Arbeitsstränge sehr intensiv bearbeitet. Das galt zwar sicherlich auch für andere Mitglieder unserer Gruppe, etwa für mich. Aber wir waren zum einen vermutlich stärker in einzelne oder mehrere Pro-

---

<sup>47</sup> Neben anderen sind hier vor allem zu nennen: Denis Diderot, Michel de Montaigne, Hannah Arendt, Albert Camus, Michel Foucault, Frieder O. Wolf, Helmuth Plessner, aber auch Friedrich Nietzsche – und kennzeichnend für mein Selbstverständnis bei der Arbeit im Anschluss an sie erscheint mir immer wieder der folgende Satz Camus: *...dass ich doch wenigstens eines mit Gewissheit weiß, dass nämlich ein Menschenwerk nichts anderes ist als ein langes Unterwegssein, um auf dem Umweg über die Kunst die zwei oder drei einfachen, großen Bilder wiederzufinden, denen sich das Herz ein erstes Mal erschlossen hat.*

<sup>48</sup> Mit der sorgfältigen Dokumentation sämtlicher Texte, Einladungen, Protokolle usw. die dieser mehrjährigen Arbeit zugrundelagen bzw. aus ihr resultierten, habe ich im Übrigen später zu meiner Zeit als Forschungsbereichsleiter eine studentische Hilfskraft befasst. Die Zusammenstellung umfasste weit mehr als ein Dutzend gut gefüllter Aktenordner.

jekte der für die sfs charakteristischen Auftragsforschung eingebunden, also neben der Aufbereitung der jeweiligen Empirie auch in die Verarbeitung der zu dem jeweiligen Gegenstandsbereich laufenden innerwissenschaftlichen Debatten. Und zum anderen haben wir, solcherart durch unsere Projektarbeit gebunden, Verästelungen und weiterführende Fragen unserer übergreifenden theoretischen Debatte ganz sicher selektiver und weniger systematisch verfolgt als Gerd Peter als Bereichskoordinator.

Führung innerhalb eines Teams hat also so stattgefunden. Aus meiner eigenen Zeit als Koordinator dieses Forschungsbereichs ist mir diese zweite Perspektive ja durchaus geläufig. Dennoch meine ich im heutigen Rückblick, einen gewichtigen Unterschied zu erkennen: Man kann solche Führung in unterschiedlicher Weise strategisch betreiben, nicht nur nach Außen – also im Blick auf die Entwicklung von Forschungsfeldern, Akquisitionschancen, die Suche nach möglichen externen Kooperationspartnern usw. -, sondern auch nach innen – im Blick auf die Gestaltung von Binnenstrukturen, von personalpolitischen Entscheidungen, oder bei der Sicherung von Spielräumen für persönlich als besonders wichtig erachtete Arbeitsstränge usw. All dies berührt aber auch die Frage, wie hierarchisch Arbeitsbeziehungen organisiert werden – relativ unabhängig von der Frage, ob ausgesprochen flache Hierarchien innerhalb der jeweiligen Organisation ein besonders hohes Gut sind oder nicht. Und in dieser Hinsicht sind mir erst spät, und nun noch einmal in diesem Rückblick auch in Bezug auf die Anfänge unserer Zusammenarbeit, die doch recht ausgeprägt hierarchischen Strukturen, innerhalb derer ich gearbeitet habe, wirklich klar geworden - erst als Mitarbeiter eines Forschungsbereichs, dann als dessen Koordinator, der immer sehr um wirklich teamförmiges Arbeiten bemüht gewesen ist, ebenso in wichtigen Arbeitsbeziehungen innerhalb des Instituts. Unterschiedliche Akzentsetzungen bei der notwendigen individuellen wie kollektiven Arbeit an theoretisch fundierten Orientierungen, die möglichst zunehmend besser ausgearbeitet werden sollen, können von der jeweiligen Ausprägung hierarchischer Strukturen nicht unberührt bleiben – und sie können dann, je nachdem, fruchtbar gemacht werden oder aber zu Reibungen führen. Jedenfalls müssen alle mit ihnen umgehen.

Eine sehr große Rolle spielen in diesem Zusammenhang nicht zuletzt persönliche Ambitionen. Führe ich mir vor Augen, welche hoch gesteckten Ansprüche in dem Buch zum Ausdruck kommen, das ich hier näher betrachtet habe, so kann ich nur sagen: sie hätten kaum höher sein können! Sein Autor kann sich selbst kaum anders, denn in einer wirklich herausragenden Position begriffen haben. Ich habe ja schon betont, dass mich der Mut zu einer Vorgehensweise durchaus beeindruckt, die vielleicht besonders prägnant zum Ausdruck kommt, wenn man die Schlussfolgerungen aus den vier grundlegenden Kapiteln in diesem Buch hintereinander reiht. Getrieben von dem Anspruch einer hoch ambitionierten neuen Grundlegung von Arbeitsforschung und Arbeitspolitik wird darin entlang eines ‚roten Fadens‘ ausgewählte Literatur unter bestimmten thematischen Fokussierungen ausgesprochen holzschnittartig referiert – zugleich aber auch mit dem Anspruch so wirklich Grundlegendes auf den Punkt gebracht zu haben..Die entlang dieses „roten Fadens“ gewonnen

Ergebnisse werden, unbeschadet ihrer gelegentlich angesprochenen Vorläufigkeit, sukzessive höchst ambitioniert miteinander verknüpft. Am Ende führt das zu einem theoretischen Konstrukt, das mit dem Anspruch einer bemerkenswerten Geschlossenheit daher kommt. Die *Theorie und Praxis der Arbeitsforschung* mag ruhig holzschnittartig präsentiert werden. Präsentiert als ein Regelwerk beansprucht sie nicht weniger, als die verbindliche Basis für eine arbeitsforscherisch tragfähige Theorie mittlerer Reichweite zu sein, die einer *philosophischen Grundlegung* unterworfen worden ist. Was noch fehlt, ist erklärtermaßen nur noch der Feinschliff.

Das jedoch ist für mich ein gravierendes Problem, denn mir ist, wie bereits betont, schon im ersten Jahrzehnt meiner immer auf Politik- und Anwendungsnähe orientierten wissenschaftlichen Arbeit sehr klar geworden, dass Wissenschaftler\*innen den stetigen, wenn auch in unterschiedlich ausgeprägter Dynamik begriffenen gesellschaftlichen Veränderungen immer nur hinterherlaufen können und daher immer nur mehr oder weniger gut Begründete Angebote für Problemlösungen zu unterbreiten vermögen. Im heutigen Rückblick – also auch vor dem Hintergrund der zwischen uns seit 2006/7 bei der Arbeit an einem tragfähigen Forschungskonzept mittlerer Reichweite für den neuen Forschungsbereich 4 zunehmenden Kontroversen – denke ich, dass eben diese Hintergrundvorstellung von so etwas wie einem Regelwerk eine wichtige Rolle gespielt hat. Mir begegnete zunehmend so etwas wie Regeln, die das Denken meines Kollegen geprägt haben und die von ihm mit dem Anspruch auf Verbindlichkeit geltend gemacht wurden. An deren Diskussion im Team war nun allerdings angesichts institutsintern wie extern gesetzter Zwänge überhaupt nicht mehr zu denken. Weil es sich aber dem Anspruch nach um *grundlegende Regeln* handelte, war für abweichende Positionen oder auch nur für kritische, weiterführende Fragen kein Raum.<sup>49</sup>

Hinzu kommt ein Weiteres. Denn – das allerdings habe ich erst später bei Frieder O. Wolf gelernt - Wissenschaft und Philosophie sind dort, wo es um grundlegende Überlegungen geht, sorgsam, auseinanderzuhalten. Philosophen bieten für Wissenschaftler keinesfalls derart *übergeordnete Zusammenhänge* an, dass die ihre wissenschaftliche Arbeit einer *philosophischen Grundlegung* zu unterwerfen hätten. Wissenschaftliche Analysen können vielmehr immer nur in Bezug auf wohldefinierte Ausschnitte der empirischen Wirklichkeit im Rahmen theoretischer Modelle und auf Grundlage anerkannter methodischer Erfahrungen ihre Geltung beanspruchen. Wie Menschen dann in ihrer gesellschaftlichen Praxis mit solchen wissenschaftlich begründeten Einsichten verfahren – und auch wie die Wissenschaftler\*innen selbst ihre Befunde letztendlich in *übergeordnete Zusammenhänge* einordnen - , das ist eine ganz andere Frage. Für deren Beantwortung kann ein freies philosophisches Denken weiterfüh-

---

<sup>49</sup> Ich erinnere eine Bemerkung von Gerd Peter aus dem Zeitraum 2005/6, das neue Forschungsprogramm mittlerer Reichweite solle oder dürfe zukünftig nicht gleichsam ‚gebetsmühlenartig‘ in einer Art vorangestelltem Bezugsrahmen bei jedem neuen Projekt vorangestellt werden. Ich habe das damals als Aufforderung zur Offenheit im Umgang damit verstanden. Allerdings habe ich recht bald gemerkt, dass ich damit einem großen Missverständnis erlegen bin.

rende Fragen vorschlagen und orientierende Überlegungen anbieten, aber dafür gibt es keine verbindlichen Regeln.<sup>50</sup> Dass solche Unterscheidungen – auch im Sinne einer Unterscheidung von soziologischer Grundlagentheorie und Philosophie - im vorliegenden Fall nicht vorgenommen werden, bereitet mir also ganz erhebliche Probleme.

Und dann gibt es, so denke ich, einen weiteren höchst wichtigen Unterschied. Ich bin mir schon Ende der 1970er Jahre darüber im Klaren gewesen, dass auch grundlegende wissenschaftliche Theoriebildung immer den weiter fortschreitenden wissenschaftlichen Erkenntnissen nur hinterherlaufen kann. Geschlossene Großtheorien – und folgerichtig etwas später zum Beispiel auch meine Begegnung mit Luhmanns *theoriestrategischen* Überlegungen und Begriffsbildungen sind immer etwas gewesen, dem ich mit großer Skepsis begegnet bin – haben für mich also sozusagen immer ihre Grenze in dem Popperschen Falsifikationstheorem. Sie gelten nur vorläufig. Umgekehrt war mir Negt/Kluges *Geschichte und Eigensinn* als Arbeit an Aushilfen, ja als Teil einer *Strategie als Kunst der Aushilfen*, wie sie nach, wie sie in ihrer Nachbemerkerung nach nahezu 1.300 Seiten empirischer Analysen und philosophischer Reflexionen schreiben, sehr sympathisch. Philosophisch habe ich dann später bei Nietzsche gelesen, nochmals zugespitzter formuliert, dass *der Wille zum System ein Mangel an Rechtschaffenheit* sei.

Diesen Vorwurf nun, will ich in dem Fall, um den es mir bei der Neulektüre dieses Buches zu tun gewesen ist, gar nicht erheben. Ich habe in meiner wissenschaftlichen Laufbahn keinen anderen Kollegen erlebt, der immer wieder mit vergleichbarem Nachdruck betont hätte, dass es bei unserer Arbeit, gerade auch dann, wenn es sich, sehr absichtsvoll, um politiknahe und anwendungsorientierte Auftragsforschung handele, darauf ankomme, die Freiheit wissenschaftlicher Arbeit zu sichern und sich zugleich ihrer Verantwortung gegenüber der Gesellschaft bewusst zu sein. Und dieser doppelten Herausforderung unter Bedingungen gerecht zu werden, die sich allmählich verschlechtert haben und mit denen wir am Landesinstitut Sozialforschungsstelle zu kämpfen hatten, war dann eine Aufgabe, der diejenigen kaum zu ihrer eigenen Zufriedenheit gerecht geworden sind, die sie wirklich ernst genommen haben. Das schließt mich ausdrücklich mit ein. Damit aber entsteht eine doppelte Gefahr: Man verbeißt sich zum einen geradezu in die hehren eigenen Ansprüche. Je mehr man sich dann aber zum anderen einer Lage gegenüber sieht, in der man einer solchen Herausforderung zunehmend nur noch eher „einzelkämpferisch“ gerecht werden kann – sei es weil Teams auseinanderbrechen, sei es weil man ganz besonders ambitioniert ist – stellt sich die Frage, welche Kontroll- und Korrekturmöglichkeiten man für sich selbst finden kann.

---

<sup>50</sup> In meinen Thesen zum Verhältnis von Wissenschaft, Philosophie und Politik (Martens 2020b), zu denen ich durch die Kontroversen angeregt worden bin, die sich 2019 im Zuge meiner begrenzten Mitarbeit an einem von ihm und anderen herausgegeben Buch ergeben haben, habe ich das ausführlich dargelegt.

Es ist mir in diesem Essay um die Klärung von Voraussetzungen und die Beurteilung des wissenschaftlichen und philosophischen Ertrags einer Arbeit zu *Theorie und Praxis von Arbeitsforschung im Hinblick auf Arbeitspolitik* gegangen. Darum habe ich mich in Bezug auf einige langjährige und hoch ambitionierte Arbeitsstränge bemüht, an denen ich unterschiedlich intensiv, und zum Teil am Ende kaum mehr beteiligt gewesen bin. Diese Arbeit schien mir über einige Zeit hinweg sehr stark teamförmig geprägt gewesen zu sein. Im Rückblick habe ich das relativiert. Zuletzt ist sie in den Arbeitszusammenhängen, von denen ich hier gehandelt habe, so nur noch von einigen wenigen, zu denen ich mich selbst rechne, mehr oder weniger intensiv fortgesetzt worden. Probleme sind dann für mich vor allem dort entstanden, wo solche Ergebnisse individueller Arbeitsprozesse in unangemessener Form für Teams verbindlich zu machen versucht worden sind. Eine zurückhaltende Interpretation zu den Ergebnissen, die ich selbst vorzuweisen habe, habe ich in den letzten Jahren vorgelegt – beginnend mit einem Buch aus dem Jahr 2013, später wiederholt im Rahmen von Essays oder auch Blogs auf meiner Homepage. In Bezug auf die Bewertung persönlicher Leistungen erlaube ich mir in diesen Veröffentlichungen allenfalls ein vorsichtiges Urteil über mich selbst. Und so will ich auch hier verfahren.

Als philosophisch fundierter Sozial- und Geisteswissenschaftler mag ich individuell immerhin noch erfolgreich gescheitert sein. Zehn Jahre nach dem Ende meiner Erwerbstätigkeit ist meine Bilanz jedenfalls nicht so ganz schlecht. Mit der sehr ambitionierten Absicht, ein politiknah und anwendungsorientiertes Forschungsinstitut mit aufzubauen und darin dann auch auf der Ebene der operativen Leitung Führungsfunktionen wahrzunehmen bin ich hingegen im Wesentlichen gescheitert – und die Freiheit, wissenschaftlich und philosophisch zunehmend besser fundiert und zugleich arbeitspolitisch engagiert zu arbeiten, bzw. mit anderen (zusammen) zu handeln, habe ich erst wirklich gewonnen, nachdem ich die Zwänge meiner Erwerbstätigkeit in einem Institut hinter mir lassen konnte, das sich immer eng an seinen Märkten behaupten musste.

Aufgrund dieser persönlichen Erfahrungen bestätigt mich der nochmals selbstvergewissernde Rückblick in zwei Einsichten: Grundlegende wissenschaftliche, vor allem aber philosophische. oder wie in meinem Fall zuletzt auch zunehmend literarische Arbeit, ist letztlich in hohem Maße Einzelarbeit, aber die lebt vom intensiven Austausch mit anderen. Wo in Projekten empirisch geforscht wird, ist die Einbettung der Arbeit einzelner in Forschungsgruppen hingegen unumgänglich. In Großprojekten, zumal naturwissenschaftlichen ist das selbstverständlich. In meiner sozialwissenschaftlichen Praxis an einem großen Forschungsinstitut, in dem ich selbst an mehr als dreißig Einzelprojekten mehr oder weniger intensiv mitgearbeitet habe, galt aber auch für jedes kleinere Projektvorhaben, das Einzelne bearbeiten konnten oder mussten, dass die Flankierung ihrer Arbeit - von der Konzipierung des Vorhabens bis hin zu der Endfassung der gefundenen Ergebnisse - im Rahmen einer Forschungsgruppe ein zwingendes Kriterium der Qualitätssicherung gewesen ist. Damit aber kommt immer die Frage ins Spiel, wie flach die Hierarchie innerhalb entsprechender Teams gestaltet wird; denn auszuschalten ist sie ja nie. Mindestens gibt es so etwas



wie die Auctoritas, also eine ‚natürliche‘ Autorität. Sie beruht auf persönlicher Erfahrung, bereits nachgewiesenem Leistungsvermögen, der Fähigkeit einzelner nicht nur wissenschaftlich forschend, sondern auch forschungspolitisch erfolgreich zu agieren, der Art, wie einzelne sich als Person in dialogische Prozesse einbringen, und so weiter. Aber sie geht demjenigen, der über sie verfügt, wohl unvermeidlicher Weise dann verloren, wenn er sie zunehmend in herrschaftlich-hierarchischer Weise durchzusetzen versucht.

In diesem Sinne bin ich in der Person des Autors des Buches, das ich für diesen Essay neu gelesen und reflektiert habe, oft so etwas wie natürlicher Autorität begegnet – aber leider eben nicht nur. Das Buch, mit dem ich mich in diesem Essay erneut befasst habe, ist von Gerd Peter zum Zeitpunkt einer markanten Wegmarke geschrieben worden. Sie erschien manchen, die damals an unseren Arbeits- und Kooperationsprozessen am Landesinstitut Sozialforschungsstelle beteiligt gewesen sind, als große Chance für nächste weiterführende Schritte. Tatsächlich aber zeichnete sich schon damals ab, dass wir in schwieriges Fahrwasser geraten würden. Meine Zusammenarbeit mit dem Autor des Buches ist bis dahin sehr eng gewesen – wie ich denke durchaus zum wechselseitigen Vorteil. Sie bekam danach zunehmend Risse. Das lag nicht zuletzt daran, dass wir alle den neuen Herausforderungen einer gesellschaftspolitisch zunehmend marktradikal geprägten Entwicklung wissenschaftlich noch hinterherliefen. Hinzu kam, dass wir zwei dabei in grundlagentheoretischen und philosophischen Fragen unterschiedliche Akzente setzten, es uns jedoch an Zeit für intensivere Klärungsprozesse mangelte – und erst Recht an Zeit für einen wirklichen, produktiven Austausch darüber – und wir uns im Übrigen beide mit sehr viel Eigensinn in unsere jeweiligen Arbeitsstränge verbissen haben. Im Maße wie es dabei dann auch noch um persönliche Bilanzierungen langjähriger Forschungsarbeit im Blick nach vorn gegangen ist, wurde solcher Eigensinn nochmals gewichtiger.

Vielleicht hätte das alles der Fortsetzung gemeinsamer Anstrengungen nicht wirklich entgegenstehen müssen, wären im letzten Jahrzehnt nicht wirklich hierarchische Führungsansprüche hinzugekommen. Insbesondere der Aufrechterhaltung gemeinsamer arbeitspolitischer Ansprüche, auf die hin wir unsere wissenschaftliche Arbeit ja immer organisiert haben, stand das entgegen. Ein auf die Emanzipation von Herrschaft gerichtetes politisches (Zusammen)Handeln setzt eine Offenheit des Umgangs voraus, auf die unangebrachtes und falsches hierarchisches Denken schnell zerstörerisch wirkt. Es ist daher von einem bestimmten Punkt an richtig, auf verschiedenen Wegen weiterzumachen. Es mag aber auch nützlich sein, Entwicklungen zu einem solchen Ende hin sorgfältig zu reflektieren. Immerhin könnte das dazu verhelfen, es besser zu machen.

## Literatur

- Arendt, H. (1979): Vom Leben des Geistes. Das Denken, Das Wollen, München
- (2002): Denktagebuch (Hgg. Von U. Ludz u. I. Nordmann), 2 Bände, München-Zürich (dt. Erstauflage 2002)
- Becker, A. (2013): Diderot und das Experiment des Naturalismus, in: Denis Diderot: Dür, H.-P.; Dahm, D. Prinz zur Lippe, R, (2005): Potsdamer Denkschrift, Berlin
- Dzielak., W.; Hindrichs, W.; Martens, H.; Stanislawski, V.; Wassermann, W, (1978): Belegschaften und Gewerkschaft im Streik. Am Beispiel der chemischen Industrie, Frankfurt/New York
- Georg, A.; Peter, G. (2016). SelbstWertGefühl. Psychosoziale Belastungen in Change-Management-Prozessen, Hamburg
- Gruen, A. (2015): Wie Frieden? In: Käßmann, M.; Wecker, K. (Hg.) (2015): Entrüstet Euch! Warum Pazifismus für uns das Gebot der Stunde bleibt. Texte zum Frieden, Gütersloh, S. 114-12
- Huchler, N. (2008) (Hg.): Ein Fach wird vermessen. Positionen zur Zukunft der Disziplin Arbeits- und Industriesoziologie, Berlin
- Klatt, R. (1997) (unter Mitarbeit von H. Martens): Auf dem Weg zur Multibranchengewerkschaft. Münster
- Martens, H. (1997): Gewerkschaftszusammenschlüsse und Organisationsreformen. Die Entstehung der IG Bergbau-Chemie-Energie und die Organisationsreform des DGB, sfs-Beiträge aus der Forschung, Bd., 92
- (2007): Industriesoziologie im Aufbruch?, Münster
  - (2008): Arbeits- und Industriesoziologie: Ende der Debatte bedeutet nicht Ende der Krise, in: Soziale Welt 2/2008, S. 790-100
  - (2013): Anschlussfähigkeit oder politische Subjektivierung. Zur grundlagentheoretischen Fundierung anwendungsorientierter Arbeitsforschung Eine auch persönliche Bilanz, Münster (im, Erscheinen)
  - (2014): Denis Diderot und das vergessene Erbe der Aufklärung. Die radikale Aufklärung als Inspiration und Warnung angesichts der Träume der westlichen Zivilisation, Martens, H.; Dechmann, U. (2010): Am Ende der Deutschland AG. Standortkonflikte im Kontext einer neuen Politik der Arbeit, Münster
  - (2020a): Metamorphosen der Arbeitswelt in Zeiten epochaler Umbrüche? Leistungen und Grenzen makrologischer wissenschaftlicher Analysen
  - (2020b): Wissenschaft, Philosophie und Politik –zwölf Thesen
  - (2020c) Arbeit und Demokratie. Die Demokratisierung von Arbeit und Wirtschaft nicht nur praktisch-politisch sondern auch philosophisch fundiert neu denken, Dortmund
- Martens, H.; Peter, G.; Wolf, F. O. (1984): Arbeit und Technik in der Krise, sfs.Beiträge aus der Forschung, Bd. 2
- (2001) (Hg.): Zwischen Selbstbestimmung und Selbstausbeutung, Gesellschaftlicher Umbruch und neue Arbeit, Frankfurt/New York
- Maturana, R. H.; Varela, F. J. (1987): Der Baum der Erkenntnis. Wie wir die Welt durch unsere Wahrnehmung erschaffen – die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens, Bern, München, Wien
- Meyn C.; , Peter, G, (2010) (Hg.): Arbeitssituationsanalyse, Bd.1: Zur phänomenologischen Grundlegung einer interdisziplinären Arbeitsforschung, Wiesbaden.
- Meyn,C. Peter, G.; Dechmann, U.; Georg, A.; Katenkamp, O. (2011) (Hg.): Arbeitssituationsanalyse, Bd. 2: Die Entwicklung praxistauglicher Konzepte und Methoden dualer Arbeitsanalyse und beteiligungsorientierter Arbeitsgestaltung, Wiesbaden
- Negt, O.; Kluge, A. (1981): Geschichte und Eigensinn, Frankfurt am Main
- Peter, G. (1992): Theorie der Arbeitsforschung. Situation, Institution, System als Grundkategorien empirischer Arbeitsforschung, Frankfurt/New York
- (1997): Theorie und Praxis der Arbeitsforschung. Weiterentwicklung und Anwendung des Situation-Institution-Systemansatzes, Frankfurt/New York

- (2012): Primäre Arbeitspolitik und kooperative Arbeitswissenschaften – Erfahrungen und Perspektiven. In: Fricke, Wagner (Hrsg.): Demokratisierung der Arbeit. Neuansätze für Humanisierung und Wirtschaftsdemokratie, Hamburg, S.111-128.
  - (2020): Die Metamorphose der Arbeitswelt im „Epochenbruch“. Eine futurologische Konstruktion, in: Georg, A.; Guhlemann, K.; Peter, G. (20230): Humanisierung der Arbeit 4.0, Prävention und Demokratie in der digitalisierten Arbeitsgesellschaft. Hamburg, S. 205-238
- Peter, G.; Wolf, F. (unter Mitarbeit von P. Paust Lassen und A. Peter) (2008): Welt ist Arbeit. Im Kampf um eine neue Ordnung, Münster
- Pöhler, W. (1970): Der soziale Konflikt als Hauptaspekt industriesoziologischer Forschung, Dortmund, veröffentlicht in: Georg; A.; Martens, H.; Müller, K.; Peter, G. (Hrsg.): Arbeit und sozialer Konflikt, sfs-Dortmund, Beiträge aus der Forschung, Bd. 165S. 158- 164
- Sauer, D. (2008): Industriesoziologie – Mehr als eine akademische Disziplin. Ein historischer und subjektiver Blick in ihre Zukunft, in: Huchler, N. (2008) (Hg.): Ein Fach wird vermessen. Positionen zur Zukunft der Disziplin Arbeits- und Industriesoziologie, Berlin, S.199- 218
- Scholz, D.; Glawe, H.; Martens, H.; Paust-Lassen, P.; Reitzig, J.; Peter, G.; Wolf, F.O. (2006): Turnaround? Strategien für eine neue Politik der Arbeit. Herausforderungen an Gewerkschaften und Wissenschaft, Münster
- Wolf, F. O. (1983): Umwege. Politische Theorie in der Krise des Marxismus, Hannover
- (2002) Radikale Philosophie, Münster
- Zoll, R. (2000): Was ist Solidarität heute? Frankfurt am Main